

Zarte Gefühle

The Meia

Im Jahrzehnt der Mittelscheitel und der Cowboystiefel

Autor

The Meia wurde im Dezember 1962 im Ruhrgebiet unter dem bürgerlichen Namen Rainer Meyer geboren. Ein kurz danach stattgefundenem Umzug ins Rheinland prägte sein Aufwachsen und sein Musikgeschmack die Hinwendung zu Punkrock, sodass er erstmals Ende 1979 für ein Punkfanzine schrieb. Bis 2002 veröffentlichte er in unterschiedlichen Heften Texte aller Couleur und spielte fast ständig in verschiedenen Bands. Erst eine Erkrankung sorgte für ein Ende des Interesses an Punkmusik und Punkkonzerten, oder besser gesagt bewirkte ein abruptes Verstummen von jeglicher Musik in seinem Leben, da sie zu einem fast völligen Verlust seines Gehörs und starken Gleichgewichtsstörungen führte. Seitdem ist er Rentner und konzentriert sich auf ein Niederschreiben seiner vielfältigen Erinnerungen.



Buch

The Meia: Der fünfzehnjährige Rainer ist Ende der siebziger Jahre ein typischer männlicher Jugendlicher aus einer vorstädtischen Sozialwohnungssiedlung: Langhaarig, gewandert in Jeansjacke und Cowboystiefeln, nach der Hauptschule ohne die Möglichkeit eine Lehrstelle zu finden und sein Lebensinhalt besteht darin sein erstes eigenes Kraftfahrzeug einem permanenten Umbau zu unterziehen. Als er durch Zufall die gleichaltrige Rhea kennenlernt beginnen bisher nicht gekannte Gefühle ihn zu dominieren. Doch wie so viele erste Lieben ist auch diese nicht von Dauer...

Zarte Gefühle

Eine Liebesgeschichte



© 2013 The Meia
Illustration: The Meia

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-~~xxxx-xxxx~~

Der Asphalt der Fahrbahn unter mir rauschte in einer Geschwindigkeit vorbei, welche ich zwar schon sehr oft beobachtet hatte aber mir immer wieder neu vorkam und ein erhebendes Gefühl in mir erzeugte. Die einzelnen Details, gebildet durch die kaum sichtbaren Umrisse der der Asphaltmasse beigemengten, oft nur streichholzkopfgroßen Steinchen, verschwammen zu einem sich in endloser Folge fortsetzenden Bild einer bewegten, dunkelblauen Masse. Der Anblick glich dem eines Fernsehapparates, der keine Sender gespeichert hatte und ein gräulich-weißes, in steter Bewegung gefangenes Gestöber zeigte, welches fatal an eine Unwetter-Liveübertragung aus einer menschenleeren, mittelsibirischen Steppe erinnerte.

Mit dem Erwerb eines Mofa – offiziell wurde es als Fahrrad mit Hilfsmotor bezeichnet, eine Titulierung die vielleicht zu der Zeit meiner Geburt treffend war, aber Ende der siebziger Jahre nichts mehr mit der Realität gemein hatte – zu meinem fünfzehnten Geburtstag durfte ich endlich ein motorbetriebenes Kraftfahrzeug völlig legal selbst steuern und ich sah diesen Schritt als einen sehr wichtigen auf dem mir unendlich lang erscheinenden Weg zur Volljährigkeit an. Obwohl ich mich mit einer Geschwindigkeit bewegte, die mir im Vergleich zu dem Tempo des von mir vorher jahrelang genutzten Fahrrads atemberaubend schnell vorkam, aber dennoch die Geringste aller am Verkehr teilnehmenden Fahrzeuge war, fuhr ich, den Weisungen der Straßenverkehrsordnung gerecht werdend, am rechten Fahrbahnrand und wurde in loser Folge von den weitaus schnelleren Automobilen überholt. Als nach einer die Sicht versperrenden Steigung ein ungefähr zwanzig Meter entferntes, ebenfalls am rechten Fahrbahnrand fahrendes Mofa erschien und langsam näher rückte, wusste ich, dass ich überholen musste, wollte ich nicht meine Geschwindigkeit extrem drosseln. Ich lenkte mein Gefährt etwa einen Meter nach links, achtete auf einen ausreichenden Sicherheitsabstand zu dem anderen Vehikel, der mir Raum und Zeit für eine Reaktion bei einem etwaigen unvorhergesehenen Zwischenfall geben würde und fuhr zügig an dem anderen Zweirad vorbei. Ein Gefühl der Genugtuung erfüllte mich, als ich das immer kleiner werdende Gefährt im Rückspiegel erblickte, und der zu einer Tatsache gerinnenden Erkenntnis, dass der Fahrer offensichtlich einer weitaus älteren Generation angehörte. Auch hatte er mit Sicherheit nicht selbst Hand an sein Fahrzeug gelegt und die vom Werk auf eine lächerlich geringe

Höchstgeschwindigkeit gedrosselte Endleistung als gegeben und unveränderlich angenommen.

Ich dachte da etwas anders.

Unter den männlichen Jugendlichen war es üblich, nach dem Erwerb eines Rohmofas beim Händler die Fahrleistung selbsttätig auf ein praxistaugliches Leistungsniveau zu erhöhen, eine Tätigkeit, die in der Heranwachsendenszene den Charakter eines Zwanges angenommen hatte und die das Wort »frisieren« in kurzer Form treffend umschrieb. Zwar waren einem solchen Heimtuning unterzogene Fahrzeuge offiziell für den Straßenverkehr nicht zugelassen und ihre Benutzung auf öffentlichen Straßen rein theoretisch illegal, aber keiner störte sich an diesem unwesentlichen Sachverhalt. Da in der Praxis niemand außer der Polizei Interesse an leistungssteigernden Maßnahmen zeigte, wurde allgemein davon ausgegangen, dass es sich bei dem Wort »illegal« um einen tragischen Druckfehler handelte, die ersten drei Buchstaben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nur versehentlich eingefügt worden waren.

Selbstredend war auch ich die Endgeschwindigkeit betreffend in Eigenregie regulierend tätig geworden, meines Erachtens nach in sehr moderater, fast zaghafter Form, welche aber ausreichte, meinen Vater, der ein offiziell leistungsstärkeres Gefährt benutzte, zu überholen und hinter mir zu lassen. Dieser Moment erfüllte mich mit besonderem Stolz und der Überzeugung, alles richtig gemacht zu haben.

Zum Abschluss der knapp zehnmütigen Fahrt in einen Nachbarort bog ich innerhalb einer Wohnsiedlung – deren Häuser in keinster Weise irgendwie vernachlässigt oder auffallend ärmlich erschienen, aber auch nicht auf einen gewissen Reichtum hinwiesen – in eine kleine Seitenstraße ein.

Für einen jungen Menschen meines Alters war es recht ungewöhnlich, sich nicht den Gleichaltrigen in unmittelbarer Nachbarschaft des Wohnortes anzuschließen, ihren Treffpunkt regelmäßig zu frequentieren oder einzelne Leute in ihren Wohnungen zu besuchen und stattdessen den Aufenthalt in einem Freundeskreis zu bevorzugen, der sich zwar Dank des Mofas in geringer Entfernung befand, für jemanden, der zu Fuß gehen musste, doch recht in der Ferne lag. Meines Erachtens nach ging dieser Umstand auf jenen Fakt zurück, dass meine Eltern und damit auch ich erst vor einigen Monaten in eine Vorstadtsiedlung gezogen waren, ich folglich niemanden kannte und auch keine großartige Lust verspürte an diesem Ort Kontakte zu knüpfen. Weitaus leichter fiel es mir Menschen kennenzulernen, bei denen eine nachbarschaftliche Nähe nicht bestand. Nachdem es in einem städtischen Jugendzentrum, in dem sich ein Großteil meiner Altersgenossen traf, zu einem ersten Kontakt mit Leuten, die mir sympathisch waren und die in einem anderen Stadtteil wohnten gekommen war, beschloss ich irgendwann, sie zu besuchen, und da

auch die anderen Menschen jenes Kreises sympathisch wirkten, war in mir der Wunsch nach einem weiteren, noch in der Zukunft liegenden Besuchs, geboren. Natürlich fand jener auch schon in Bälde statt, wieder gefolgt von einem weiteren, dann einem darauffolgenden, und einem vierten schon innerhalb kürzester Zeit. Rasch folgten noch weitere. Die zwischen den einzelnen Besuchen liegenden Zeiträume verringerten sich und schon nach wenigen Wochen suchte ich fast täglich jene Umgebung auf.

Noch fahrend wurde mir das Fehlen jeglicher auf dem Bürgersteig befindlicher Personen gewahr, und da sich niemand auf oder an der breiten Eingangstreppe eines Wohnhauses befand, selbige als der Stammtreffpunkt unserer Gruppe diente, was sicherlich seinen Grund in der Tageszeit – einem frühen Samstagabend – hatte, und in ihrer Abwesenheit in verschiedenen Aktivitäten oder Verpflichtungen begründet war, beschloss ich spontan Ralf zu besuchen. Er wohnte in einem großen, weißen Haus direkt gegenüber der breiten Treppe, so dass eine direkte Verwirklichung meines Entschlusses keine weiteren Aktivitäten als ein Einbiegen zu dem Eingang des Hauses erforderte. Hinzu kam, dass die Wahrscheinlichkeit ihn anzutreffen recht groß war, denn ich wusste von seiner nur schwach ausgeprägten Neigung zu einem Spiel namens Fußball und es bestand kaum die Möglichkeit ihn wegen eines samstägliches Stadionbesuches nicht anzutreffen.

Ich bog auf den kleinen Weg ab, der zur Rückseite des Hauses führte, an der eine ins Treppenhaus führende Tür sowie die bei Häusern mit mehreren Mietparteien obligatorische Klingelleiste zu finden waren. Wie schon viele Male zuvor stellte ich das Mofa direkt vor der Tür ab, ließ nur das Lenkradschloss einrasten und verzichtete auf weitere Sicherungsmaßnahmen, welche aus dem Anlegen eines schweren Bügelschlusses aus massivem Stahl bestand, ein Bestreben, dem ich immer nachgab, wenn ich das Stahlross auf einem von jedermann einsichtigen Platz abstellte. Nachdem ich den Klingelknopf neben seinem Namensschild gedrückt hatte, öffnete sich mit einem Summen die Tür und ich eilte schnellen Schrittes die wenigen Stufen bis zum ersten Stockwerk hinauf.

»Ach du bist's«, sagte seine Mutter erkennend als sie mich wegen des fehlendem Spions erst nach der Türöffnung sehen konnte.

»Guten Tag, Frau Protoski«, erwiderte ich freundlich, um höfliche Umgangsformen bemüht.

Wie fast jedes Mal erstaunte mich ihr Äußeres, welches so wenig mit meiner eigenen Mutter gemein hatte. Sie war eine kleine, dunkelhaarige und auffallend schlanke Frau in der zweiten Hälfte ihres vierten Lebensjahrzehnts. Stets wirkte sie gutgelaunt, ihre Lebenslust schien spürbar und man glaubte, dass unweigerlich ein Teil davon auf einen selbst überfloss, wenn man mit ihr sprach, man sich augenblicklich energiegeladener und tatendurstiger fühlte.

»Raaarf! Besuch für dich!«, rief sie über die Schulter hinweg in den hinteren Teil der Wohnung und schenkte mir ein kurzes, aber breites Lächeln, welches den Blick auf zwei besonders weiße und makellose Zahnreihen erlaubte.

Sie machte mir den Weg frei und ich ging schnellen Schrittes zielstrebig zu Ralfs Zimmer. Eine solche Gangart bot sich an, da ich schon des Öfteren in dieser Wohnung gewesen war und den Weg kannte. Rasch durchschritt ich die schmale Diele, deren Boden durch einen weinroten Läufer belegt war, registrierte nur aus den Augenwinkeln und vorübergehend das einzige Möbelstück, einen kleinen, hellen Schuhschrank sowie die an den Wänden hängenden hölzernen Tiermasken. Ich erinnerte mich an meinen ersten Besuch in dieser Wohnung, ungläubig hatte ich jene Minutenlang gemustert. Artefakte dieser Art kannte ich nicht, ich vermutete, dass sie aus solch exotischen Gegenden wie Österreich, Afrika oder einer pazifischen Insel stammten. An einer schlichten, braunen Holztür, die nicht wie bei anderen Jugendlichen durch ein Schild mit der Aufschrift »Keep Out«, »Kein Zutritt« oder »Haben Sie keine Angst vor dem Hund, aber fürchten sie den Besitzer« gekennzeichnet wurde, klopfte ich laut um meine Anwesenheit kundzutun.

Als ich aus dem Inneren ein halbgerufenes, halbgegrunztes »Jaaaaa...« vernahm, trat ich ein. Ich erkannte seine Stimme und der Klang des Wortes unterstrich die Annahme, dass es sich bei der antwortenden Person um Ralf handelte.

Der Anblick eines für einen männlichen Menschen seines Alters typischen Zimmers erwartete mich. Das Mobiliar kennzeichnete reine Funktionalität. Neben einem unverzichtbaren Bett und einem dunkelbraunen Kleiderschrank, bildete der nur halb aufgeräumte Schreibtisch, auf dessen Arbeitsfläche ein Wust undefinierbarer Gegenstände lag, den Hauptbestandteil der Einrichtung. Als innenarchitektonischer Blickfang diente allerdings ein großes Regal, dessen Stellflächen größtenteils durch Bücher und Zeitschriften belegt wurden, unterbrochen von Stellen, die eindeutig für die Aufbewahrung verschiedener Gegenstände gedacht waren, welche mit Dingen belegt waren, die ein anderer Mensch als der Besitzer sicherlich als Krimskrams bezeichnet hätte. Auffällig waren die Wände des kleinen Zimmers, deren Wandschmuck einen deutlichen Hinweis auf das Alter des Besitzers bot.

Da er sich genauso wie ich in einer Lebensphase befand, in der es einem ungeheuer wichtig erschien, durch Kleidung und Zimmerdekoration seine persönlichen Vorlieben und Einstellungen weithin sichtbar zu demonstrieren, reihte sich ein buntes, eine populäre Musikgruppe zeigendes Plakat neben dem anderen. Ihr fast nahtloser Übergang erzeugte den Eindruck einer flächendeckenden Tapezierung. Zumeist entstammten die großformatigen Bilder den Innenteilen frei

erhältlicher Magazine deren Inhalt speziell auf junge Menschen zugeschnitten war. Neben beliebten Popgruppen, wie den weltbekannten *Abba* aus Schweden oder *Boney M.* (deren einziges männliches Mitglied sich auf tänzerische Unterhaltungseffekte bei den Darbietungen konzentrierte und dessen spärlicher Gesangspart sich auf reine Lippenbewegungen beschränkte, da die Stimme vom Band kam und in Wirklichkeit dem Produzenten gehörte) zeigten die Poster auch selbstmusizierende Rock- und Popgruppen, deren Mitglieder zumeist langhaarig waren und oft schon der Vergangenheit angehörten.

»Hallo Ralf!«, begrüßte ich ihn, wobei ich meine Stimme unmerklich hob.

Er blickte von einem Buch auf und nickte mir zu.

»Was liest du denn da gerade interessantes?«, fragte ich.

»Och, nichts besonders«, sagte er, klappte das Buch zu und legte es auf den Schreibtisch. »Das ist ein historischer Roman, der zur Zeit der französischen Revolution spielt. Das Buch lese ich gerade nicht, sondern wollte nur kurz einmal hineinschauen.«

Ich grinste erheitert.

»Dabei wurden doch massig Leute geköpft«, gab ich mein historisches Wissen zum Besten. »Hab' ich jedenfalls Mal im Fernsehen gesehen. Der Film war übrigens nicht schlecht, als wirklich toll würde ich ihn nicht bezeichnen, da gibt es gewiss Bessere, aber obwohl es mehr um die persönlichen Belange der beiden Hauptpersonen ging, so Liebesgeschichte und so, konnte man doch recht viel über die damalige Zeit erfahren. Besonders gut fand ich die Szene mit dem Revolutionsbullen...«

»Jaja«, unterbrach er meine rudimentären Ausführungen über ein Ereignis, welches einige hundert Jahre später zu einem der wichtigsten der Zivilisationsgeschichte gezählt wurde.

»Gestern Vormittag habe ich das Luftfiltergehäuse an meiner Kiste aufgebohrt...«, begann er etwas für ihn sehr wichtiges zu erzählen. »Bestimmt an die zwanzig Löcher gemacht, hihi, sieht jetzt aus wie ein Sieb. Aber es bringt was, der Tipp war also gut, zwar nichts tempomäßiges, aber beim Sound merkt man etwas. Das Geräusch ist jetzt viel kerniger.«

Um ihm Verständnis zu demonstrieren, antwortete ich mit einer Geste der Zustimmung, beschloss im Geiste, diese Methode in Bälde an meinem eigenen Fahrzeug auszuprobieren. Auch ich verspürte ein starkes Bedürfnis nach einem aggressiveren Motorklang, der bisherige, an eine summende Riesenwespe erinnernde, stellte mich nicht im Geringsten zufrieden. Fast augenblicklich dachte ich an meine eigenen Versuche in Richtung Aufbesserung der akustischen Erscheinungsweise des Fahrzeugs zurück. Zu allererst hatte ich den am Auspuffende sitzenden Schalldämpfer ausgebaut und mittels einer Eisensäge um die Hälfte gekürzt. Das Ergebnis war zwar ein

ansprechender Sound, der mich aber trotzdem nicht völlig zufrieden stellte. Leider war es nur eine minimale akustische Änderung, zufrieden mit dem Klang war ich erst, als ich im zweiten Aufbesserungsversuch zu einer Radikallösung griff und völlig auf einen Schalldämpfer verzichtete. Nach einer Testfahrt durch die Straßen der Wohnanlage kam ich einerseits zu dem Schluss, dass mir der Klang sehr gut gefiel, andererseits stellte ich fest, dass das Gefährt dadurch sehr laut war, die Benutzung als eine Art mutwillige Lärmbelästigung angesehen werden konnte, und betrübt aber einsichtig baute ich den Schalldämpfer wieder ein.

»Ich habe Mal gehört, dass der Zylinderkopfwechsel bei einer Kreidler Flori auch soundmäßig was bringen soll«, trug ich zum Thema akustische Eigenschaften von Fahrrädern mit Hilfsmotor bei.

Daraufhin schwiegen wir beide etwas betreten, da ein jeder um die Antwort wusste und Ralf wie fast alle Jugendlichen, die wir kannten, eine Hercules besaß. Eine Flori zu besitzen war in unserer Vorstellung von einem Hauch von Extravaganz und Exklusivität umgeben. Fast jeder veränderungswillige Hobbymechaniker träumte von einem solchen Gefährt, da man aufgrund dessen Bauweise sogar Austauschteile von führerscheinpflchtigen Leichtkrafträdern verwenden konnte, die ein Mofa jenes Herstellers ohne große Mühe zu Geschwindigkeiten von 100 km/h und mehr beschleunigten, aber aufgrund des hohen Anschaffungspreises stellte es für die meisten einen nicht erfüllbaren Wunschtraum dar.

Während ich an jenes fahrbare Basteleldorado dachte, betrachtete ich Ralf geistesabwesend, registrierte sein Äußeres, welches mir schon vertraut und gewohnt vorkam. Er war etwas größer als ich, nicht viel, ungefähr vier bis fünf Zentimeter, weitaus kräftiger gebaut, er besaß schwarze Haare und trug diese zu einer modischen Frisur kurzgeschritten. Zudem pflegte er in einer sportlichen Lederjacke herumzulaufen, die im Gegensatz zu der inoffiziellen Jeansjackenuniform sofort optisch auffiel. Allerdings sorgte der Anblick seiner Brille dafür, dass die auffällige Jackennormabweichung sofort in Vergessenheit geriet, niemand vermutete die Kombination wagemutiger und risikofreudiger junger Mann mit dem Tragen einer Sehhilfe, solche waren in der Regel jene Altersgenossen, welche in der Vergangenheit entweder den Status eines Strebers oder Klassendepps eingenommen hatten.

»Die Petra scheint einen neuen Freund zu haben«, begann er schließlich um das sekundenlange Schweigen zu durchbrechen. »Ich vermute es, weil schon seit einer Woche des Öfteren eine Karre vor ihrem Haus steht, die ich hier noch nie gesehen habe. Gestern habe ich auch den Typ gesehen, mehr durch Zufall, hier vom Fenster aus, also, das Gesicht kenne ich überhaupt nicht.«

»Auch nicht aus dem Juze?«, fragte ich, da sich dort auch aus einem größeren Umkreis stammende Jugendliche zu treffen pflegten.

»Nee, auch dort noch nie gesehen, zumindest ist er mir nie aufgefallen.«

Seine letzten Worte erschienen mir wie ein besonders aussagekräftiges Argument, denn an einem solchen Ort fiel fast jedes unbekannte Gesicht zwangsläufig auf.

»Also jemand von außerhalb«, schlussfolgerte ich, eingedenk der Tatsache, dass ein jeder, dessen Wohnsitz sich nicht in Siegburg befand, automatisch als Auswärtiger angesehen wurde.

»Scheint so. Jedenfalls ist es keiner von den Destroyern.«

Aus seinen Worten sprach die Sorge um etwaigen unerwünschten Besuch von mehreren Mitgliedern einer aus einem anderen Stadtteil stammenden Jugendgang.

»Ich dachte immer die Destroyer kommen alle aus Siegburg?«

»Im Prinzip hast du ja recht«, erwiderte Ralf. »Aber es ist immer möglich, dass seit neuestem Auswärtige mitmachen.«

»Hauptsache ist ja, dass es sich um keinen von denen handelt.«

Schon fast andächtig betrachtete ich ein großes Poster von der britischen Band *Queen*, deren Hit »We will Rock you« während fast jeder Juz-Disco gespielt wurde.

»Gerne würde ich selbst hören wie der Sound deiner Karre jetzt ist...Sollen wir nicht eine kleine Tour machen, so ein bisschen durch die Gegend fahren?«, fragte ich.

»Gute Idee!«, sagte er freudig und griff zu seiner Lederjacke, die auf der Rückenlehne des Bürostuhls hing. »Ich habe wirklich keine Lust mehr hier herumsitzen, etwas frische Luft wird mir gut tun, bevor ich hier versauere.«

Erheitert grinste ich.

»Am besten machen wir es so wie immer«, schlug Ralf vor. »Wir einigen uns auf eine Richtung und fahren einfach drauf los. Und wenn wir keinen Bock mehr haben machen wir einfach kehrt.«

Noch immer belustigt grinste ich breit, besonders ob seiner plötzlichen Aktivität, die sich in einem raschen Aufstehen, dem Anlegen der Lederjacke und nachfolgendem Griff zu Integralhelm und Motorradhandschuhen zeigte.

»Und danach können wir eine Bekannte vor mir besuchen«, verkündete er. »Sie wohnt direkt hier in Siegburg, in der Nähe des Kinos, ist also keinerlei Umweg!«

Zustimmend nickte ich und gemeinsam traten wir in die Diele, er sagte kurz seiner Mutter Bescheid und Sekunden später verließen wir die Wohnung.

Als wir fünf Minuten später auf einer menschenleeren Landstraße fuhren, uns voneinander nur durch eine Differenz von wenigen

Stundenkilometern unterschieden und uns schneckengleich gegenseitig überholten, registrierte ich wohlwollend den Klang seines Motors.

»Morgen muss ich auch Löcher bohren«, dachte ich mir.

- 2 -

»Ich bin wirklich froh, nur noch ein Jahr zur Schule zu müssen, dann habe ich hoffentlich mittlere Reife und kann mir eine Arbeit suchen. Besser gesagt natürlich eine Lehrstelle, ich hoffe, dass ich eine bekomme, aber wenn die Möglichkeit bestünde in einem Reisebüro zu arbeiten – mein Traumberuf ist Reisekauffrau – würde ich dort sogar als erstes einer ungelerten Beschäftigung nachgehen, nur für eine bestimmte Zeit und für richtiges Geld, versteht sich.«

Sie pausierte in ihren Ausführungen, schaute Ralf und mich fordernd an und an der Art ihres Blickes konnte ich erkennen, dass sie eine auf das Gesagte eingehende Antwort erwartete.

Als am Ende des Satzes ihre Stimme verstummte, drang durch die Wahrnehmung der abendlichen Stille verstärkt fernes Hundegebell an mein Ohr. Da vor lang zurückliegenden Zeiten für wenige Monate ein solches Tier unserem Haushalt angehörte, kannte ich dessen Schlafgewohnheiten, wusste das diese abrupt beendet werden konnten, sobald der ruhende Hund ein unbekanntes Geräusch hörte, und da ich nicht annahm, dass jener Hund unter chronischen Schlafstörungen litt und nur bellte um sich selbst zu hören, ging ich von letzterer Wahrnehmung aus.

»Reicht denn mittlere Reife, um so eine Lehrstelle zu bekommen?«, fragte ich und blickte sie an.

Sie schürzte die Lippen und nickte bejahend.

»Es ist die Mindestanforderung. Ich meine, damit habe ich zumindest die Chance, zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen zu werden, und das ist schon einmal wichtig, der persönliche Eindruck ist entscheidend.«

»Dann würde ich mich aber das ganze Jahr über anstrengen, damit am Ende die Noten gut sind«, antwortete ich.

Wieder nickte sie, obwohl man ihrem Gesicht deutlich ansah, dass sie zwar auch dieser Meinung war, aber der Gedanke sich über einen derartig langen Zeitraum anstrengen zu müssen ihr verständlicherweise nicht sonderlich gut gefiel.

Nur für die Dauer von einer Sekunde wandte ich meinen Blick von der jungen Frau namens Rhea ab und blickte Ralf an, der neben mir auf

seinem Mofa saß und sie durch die Brillengläser hindurch interessiert anblickte.

Seit mindestens einer Stunde standen wir vor dem Haus, genau konnte ich es nicht sagen, mein Zeitempfinden war einer auffälligen Störung durch ihren Anblick unterzogen worden, ich redete mit ihr oder hörte zu und komplette Stunden erschienen mir wie nur wenige Minuten. Von uns nur am Rande registriert war während des Gesprächs die Dunkelheit hereingebrochen, aber da aufgrund der spätsommerlichen Temperaturen die Luft auch nachts angenehm warm war, erzeugte das Fehlen der Sonne keinerlei Unbehagen, im Gegenteil, die spärlichen Lichtverhältnisse sorgten für ein Gefühl der Geborgenheit.

Zwar drehten sich unsere Gespräche nur um die für Menschen jenes Alters gravierenden Themen wie Schule, Lehrstellensuche und die von der allgemein gelesenen Pubertätsbegleitungspostille Bravo propagierten gesellschaftlichen Modetrends, aber trotzdem fand ich die Unterhaltung mit ihr sehr anregend und kurzweilig. In der Vergangenheit waren meine Gespräche mit Angehörigen des anderen Geschlechts meist kurz und oberflächlich gewesen, hatte ich tiefergehende Unterhaltungen höchstens mit meiner Mutter geführt. Zwar fühlte ich mich seit Monaten auf unerklärliche Weise zu Frauen hingezogen, aber da ich schon als Kind feststellte, dass Mädchen völlig anders dachten als ich und auch ganz andere Interessen hatten, suchte ich keinen Kontakt zu ihnen, sah keine gemeinsame Basis für ein Gespräch. In jenem Moment erschien mir alles anders. Das Reden mit ihr erfüllte mich mit Freude, ich mochte den Klang ihrer Stimme, den Tonfall, in dem sie meist redete, ihre Themen, die den meinigen glichen, und auch die Tatsache, dass sie oft sehr schnell und sehr viel redete. Auch ihr kurzgeschnittenes und dennoch sehr weiblich wirkendes dunkles Haar wirkte anziehend auf mich, ich spürte den starken inneren Drang, mich nicht nur auf ein Anschauen zu beschränken, sondern ich verspürte auch den Wunsch, es zu berühren, mit der Hand darüber zu fahren und ihre Frisur zu fühlen. Aber ganz besonders zog mich der Anblick ihres Gesichts an, es war sehr hübsch, und obwohl mir die Logik sagte, dass ich während der Schulzeit einige weitaus hübschere Frauen gesehen hatte, war sie für mich die schönste Frau, die ich bisher jemals gesehen hatte. Im Gegensatz zu ihren Altersgenossinnen schminkte sie sich dezent, erhöhte unmerklich durch Hervorhebung der Konturen den Reiz ihrer Züge, ein Detail welches mir am meisten gefiel, da viele mir bekannte junge Frauen ihres Alters sich entweder gar nicht schminkten oder derartig überbetont, dass sie wie eine Persiflage von bekannten Filmstars wirkten.

»Nächste Woche ist mein erster Arbeitstag in der Lehre«, sagte Ralf zu Rhea. »Es ist zwar gerade nicht mein Traumberuf – der wäre

Zweiradmechaniker gewesen – aber ich bin froh überhaupt irgendeine Lehrstelle bekommen zu haben.«

»Als was machst du denn eine Ausbildung?«, fragte Rhea.

»Zum Schlosser. Hat zwar mit Zweiradmechaniker wenig zu tun, aber ich finde, es ist eine gute Grundlage und Motorräder sind auch aus Metall, ist also ähnlich.«

»Vielleicht kannst du später Zweiradschlosser werden oder so was in der Art. Gibt es so einen Beruf eigentlich?«

»Keine Ahnung, aber ich hoffe doch.«

»Eine entfernte Ähnlichkeit ist immerhin eine Ähnlichkeit«, warf ich ein, da ich das Gefühl hatte auch etwas sagen zu müssen.

Ralf und Rhea betrachteten mich beide mit einem Blick, der deutlich Skepsis ausdrückte und auch die Spur eines Vorwurfs enthielt.

»Hauptsache ich muss nicht mehr zur Schule«, stellte Ralf fest und blickte Rhea an. »Übrigens, kannst du dich noch an die Geschichte von Dr. Schröder und dem Klassenbuch erinnern? Ist mir gestern eingefallen.«

»Bei dem hatten wir doch Mathe. Welches Schuljahr war das ungefähr?«

»So sechste oder siebte Klasse, weiß nicht mehr genau. Jedenfalls war eine Wespe im Klassenzimmer und Dr. Schröder hat sich das Klassenbuch geschnappt und ist hinter ihr her gelaufen...«

»Ja, ich erinnere mich«, Rhea grinste. »Die Wespe setzte sich auf das Fensterglas und er schlug mit dem Klassenbuch zu. Dumm gelaufen, natürlich ging die Scheibe zu Bruch, aber wenigstens ist der Wespe nichts passiert, denn ich saß genau daneben und habe gesehen, wie sie davonflog.«

Beide lachten, ich verspürte angesichts der Einträchtigkeit das Gefühl eines Stiches tief in mir und ein Hauch von Eifersucht erglomm, eine Empfindung, die mein Gerechtigkeitsinn sofort als wenig statthaft und ungerecht einstufte.

Verstärkt kam ich mir überflüssig und ausgegrenzt vor, wie das fünfte Rad an einem Wagen, und trotz der Tatsache, dass mein letzter Redebeitrag, abgesehen von der wenig geistreichen Zwischenbemerkung, erst wenige Augenblicke zurücklag, fühlte ich mich wie jemand, der seit Stunden zum stummen Zuhören eines Zwiegespräches gezwungen war.

Ungeduldig drehte ich am Gasgriff meines Mofas, ein völlig sinnloses Unterfangen angesichts des nicht laufenden Motors.

»Warst du eigentlich auch in »Saturday Night Fever?«, fragte ich Rhea, eine fast rein rhetorische Frage, denn fast jeder den ich kannte und der ungefähr in meinem Alter war hatte letztes Jahr diesen Film gesehen.

»Ja, deswegen war ich auch im Kino, zweimal sogar, ist wirklich eine Ausnahme, wo ich doch so selten ins Kino gehe. Mag es da nicht

besonders, liege lieber auf dem Bett und schaue fern oder lese ein Buch«, antwortete sie, sah in meiner themenwechselnden Bemerkung anscheinend den Anlass für detaillierte, eigene Ausführungen und ich verspürte wieder das Bedürfnis, sie in den Arm zu nehmen und für immer festzuhalten.

»Die Musik fand ich zwar gut, auch die Klamotten, aber nicht John Travolta, nicht mein Geschmack, obwohl alle meine Schulfreundinnen für den schwärmen. Ich finde, er sieht ja ganz gut aus, wirkt aber wie einer der etwas zu viel von sich selbst eingenommen ist, aber jedenfalls tanzt er gut.«

»Finde ich auch. Obwohl ich einen rosa Anzug nie anziehen würde«, warf Ralf ein.

Sofort sagte ich etwas, bevor zwischen ihm und ihr ein ausgiebiges Gespräch entstehen konnte.

»Die Musik fand ich auch gut, die *Bee Gees* haben es echt drauf, besonders »Night Fever« mag ich gerne.«

Da mir der Sinn nach Bewahrung der harmonischen Stimmung stand und ich jene nicht durch eine kritische Anmerkung in die Abgründe einer negativen Auseinandersetzung führen wollte, beschnitt ich meinen Kommentar dergestalt, dass ich weitere Ausführungen betreff des mehrstimmigen Falsett-Gesangs unterließ, der mich stellenweise an einen Kastratenchor erinnerte.

»Fast jede Woche ist ein Bericht über John Travolta in der Bravo«, sagte Rhea.

»Das ist doch normal«, meinte ich. »Wenn etwas oder jemand beliebt ist, steht jedes Mal etwas Neues darüber drin. Es würde mich nicht wundern, wenn sie sogar einen reichlich bebilderten Artikel darüber bringen würden, wie John Travolta ins Kino geht.«

»Zur Zeit berichten sie voll über die Discowelle«, lästerte Ralf, »Letztens stand ein Vier-Seiten-Artikel über eine oberfränkische Disco drin, so in der Art »Die Discowelle hat Bayern erreicht«. Meiner Meinung nach waren da hauptsächlich Bauernsöhne in Anzügen...«

»Da hätten die den Bericht auch »Nightfever in Bayreuth« oder so nennen können«, warf ich hämisch ein.

Rhea kicherte, ich nahm an, dass meine Bemerkung der Auslöser war und neuer Mut erfüllte mich.

»Seit neustem ist sogar ein Travolta-Starschnitt in der Bravo«, begann ich meine Ausführungen über ein Merkmal der Bravo, jede Woche einen Teil eines zusammensetzbaren, lebensgroßen Starphotos zu veröffentlichen. »Also ich würde mir so etwas nicht an die Wand hängen.«

»Starschnitte mag ich auch nicht«, warf Rhea schnell ein.

»So ein Ding habe ich Mal bei einem Bekannten gesehen. Es war auf die Tür aufgeklebt, Terence Hill in Lebensgröße, da musste ich sofort dran denken, dass ich, wenn ich Mal nachts aufwache und noch

nicht richtig gucken kann denken, könnte, es stünde jemand in der Tür. Nee Nee, muss ja nicht sein.«

Rhea lachte lauthals, und obwohl ich meine letzte Bemerkung nicht derartig lustig fand, dass ich mit einem Lachen ihrerseits gerechnet hätte, aber beseelt von mutiger Unbekümmertheit und getrieben von dem Wunsch, sie so schnell wie nur möglich wiederzusehen, fragte ich sie, ob sie Lust hätte, sich den Nachfolgefilm von »Saturday Night Fever« anzuschauen.

Sie lächelte, und ich wusste nicht genau, ob der Inhalt meines Satzes sie erfreute, oder sie der Tonfall der doch recht gehemmten Äußerung erheiterte.

»Klar, den würde ich gerne sehen. Läuft der in dem Kino hier um die Ecke?«

»Ja, ab Sonntag. Heißt »Grease«, ist wieder mit John Travolta, aber mit einer anderen Hauptdarstellerin.«

»In der Bravo wurde der Film schon kurz erwähnt.«

»Soll ich dich morgen oder übermorgen anrufen, damit wir Einzelheiten klären können?«, fragte ich und verschwieg dabei geflissentlich die Tatsache, dass sich in der elterlichen Wohnung kein Telefon befand und ich deswegen eine Telefonzelle aufsuchen musste.

»Das wäre echt am besten! Hast du was zu schreiben? Dann notiere ich dir meine Telefonnummer.«

Sofort kramte ich in den Taschen meiner Jeansjacke, fand aber keinen Stift, sondern nur eine alte, gebrauchte Streifenkarte.

»Einen Stift habe ich nicht.«

»Aber ich!«, rief Ralf und griff in die Innentasche der Lederjacke.

Als sich Rhea ihm zuwandte, gab er ihr einen Kugelschreiber, und ich ihr die alte Fahrkarte, die meines Erachtens nach eine passende Notizzettelimprovisation abgab.

Eilig schrieb sie etwas auf jene, reichte sie mir und während ich die Karte sorgfältig in der Jacke deponierte erhaschte ich mit einem flüchtigen Blick darauf eine wegen der Eile des Blickes nicht erkennbare Zahlenfolge.

»Rufe mich auf alle Fälle an!«, meinte sie zu mir.

Ich grinste.

»Klaro, mit Sicherheit mache ich das.«

»Ich muss jetzt rein. Mein Vater wartet bestimmt schon und fragt sich, was ich hier mache... Tschüss ihr beiden.«

Sie drehte sich um und ging ins Haus.

»Tschööö«, riefen Ralf und ich wie aus einem Mund hinter ihr her.

Wenige Minuten später fuhr ich direkt hinter Ralf eine Hauptstraße entlang, die in den Stadtteil führte, in dem er wohnte. Spielerisch überholte ich ihn, wunderte mich selbst darüber mit welcher Leichtigkeit es mir gelang und verzichtete entgegen jeder Gewohnheit

auf eine Demonstration waghalsiger Fahrmanöver, die ihn – wie oft schon geschehen – beeindrucken sollten und für jedermann sichtbar meine Risikobereitschaft darstellten.

Kurz vor der Einbiegung zu seiner Wohnanlage wurde ich willentlich langsamer, ließ es zu, dass er mich überholte, um dann, nach einem kurzen Wink der Verabschiedung, in die Seitenstraße einzubiegen.

Ich fuhr geradeaus weiter, Richtung elterlicher Wohnung, ich freute mich und ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit erfüllte mich. Ich beschloss, Rhea direkt am nächsten Tag anzurufen, verschwendete keinen Gedanken mehr daran bis Übermorgen zu warten und ärgerte mich über die telefonlose Wohnung, hätte sie am liebsten sofort angerufen und weiter mit ihr geredet. Aber ich sah ein, dass es ohne größere Anstrengungen nicht möglich war und beruhigte mich mit dem Gedanken, einen Großteil der Wartezeit schlafend zu verbringen.

Was mir in jenem Moment nicht auffiel war das Fehlen jeglicher Gedanken an Luftfilter und noch zu bohrender Löcher, ein Unterfangen, welches mir noch vor wenigen Stunden als das Wichtigste der vor mir liegenden Woche erschienen war.

Erst später am Abend dachte ich daran, aber es war reiner Zufall. So schnell wie der Gedanke gekommen war, verschwand er auch wieder, denn die meiste Zeit war mein Gehirn mit der Vorstellung des Bildes von einer jungen Frau namens Rhea beschäftigt.

Darüber wunderte ich mich zwar etwas, aber obwohl ich es nicht kannte, kam es mir bekannt vor.

Irgendwie.

- 3 -

Mit einem Gefühl der Freude und einem Lächeln im Herzen betätigte ich den schwarzen Klingelknopf an Rheas Haustür, vielleicht etwas zu zögerlich und nicht zielstrebig genug, aber ich führte die Zaghaftigkeit der Bewegung darauf zurück, dass mich neben einem Hochgefühl der Freude eine ständige Unsicherheit erfüllte, die nicht zu leugnen war und sich in jener profanen Tätigkeit ausdrückte. Eine angenehm klingende, aber dennoch fordernde Tonfolge drang gedämpft an mein Ohr, es war anzunehmen, dass die Töne im Innern des Hauses deutlich lauter hörbar waren, mit Sicherheit laut genug, um in jedem Raum wahrgenommen zu werden und die Bewohner von der Tatsache in Kenntnis setzte, dass jemand vor der Tür stand und Einlass begehrte. Bei den Klängen dachte ich an die Klingel in der Wohnung meiner

Eltern, deren atonales Gerassel nur als nervend empfunden wurde und mit Sicherheit auch von Menschen ohne jegliche Ansprüche in Richtung Ästhetik oder Wohlklang als ein Zeichen für eine akustische Bedrohung aufgefasst werden konnte. Folglich wurden derartig Laute und belästigende Geräusche zuerst als eine Störung aufgefasst, und die oberste Intention jeden Hörers war, die Quelle des Schalls zum versiegen zu bringen, die unangenehme Wahrnehmung zu beenden. Ebenso logisch war, dass das von der Türklingel hervorgerufene Gefühl der Beeinträchtigung unterbewusst aufgenommen wurde und das Denken des Betreffenden sogar noch beeinflusste, wenn der akustische Haderlump endlich mittels des Öffnens der Tür zum Schweigen gebracht war. Leider war es oft der Fall, dass das Gefühl einer Störung sich ein neues Zielobjekt suchte, nach dem Öffnen der Tür der klingelnde Mensch als Auslöser für die Lebensbeeinträchtigung angesehen wurde, und nicht, wie es erwartbar wäre, mit Freude und als eine Bereicherung der persönlichen Wahrnehmung. Zwar bewegte mich auch die Befürchtung, wegen des Betätigens des Klingelknopfes als eine Art mutwilliger Störer angesehen zu werden, aber der Klang der Melodie sowie deren angenehmes Grundthema beruhigten mich.

Die ungunen und wenig das eigene Selbstvertrauen stärkenden Gedanken fanden ihr abruptes Ende, als sich nach nur einigen wenigen Sekunden des Wartens die Tür öffnete und Rhea mich anlächelte. Zwar war das Bild ihres samstäglichem Anblicks in meiner Erinnerung gespeichert und ich betrachtete es seitdem andauernd mit meinem inneren Auge, aber ihr Erscheinungsbild zwei Tage später stellte jene vielleicht lückenhafte Erinnerung in den Schatten und ich fand sie weitaus hübscher und attraktiver als noch an jenem Abend. Natürlich hatte sich ihr Antlitz nicht verändert, sich in eine Richtung, die ich als äußert positiv empfand, entwickelt, nein, es lag einfach und allein an ihrer Kleidung, die mir heute besonders gut gefiel und ihre Vorzüge noch betonte. Sie trug eine Jeanshose, die ähnlich der vom Wochenende war, der damaligen Mode entsprechend an den Hüften sehr eng und am unteren Ende dementsprechend weiter. Das Beinkleid ging ab den Knien derartig in die Breite, dass ich es Jahre später betrachtet als nahezu grotesk empfand. Aber damals sahen es Heranwachsende, wie ich einer war, als normal, ja sogar als schön an, und bei männlichen Jugendlichen wurde die Länge des auf den Fußrücken ragenden Hosenschlags als ein Zeichen für seine soziale Stellung innerhalb einer Gruppe angesehen, denn je weiter die Hose über den Füßen war desto wichtiger musste der Träger jener eingeschätzt werden. Wer etwas auf sich hielt oder wirklich eine besondere Persönlichkeit darstellte, sorgte dafür, dass er nur Hosen trug deren untere Enden die Füße völlig bedeckten.

Ihre jetzige Hose war zwar auch typisch Jeansfarben blau (andersfarbige Hosen gab es zwar, aber sie waren schwer zu finden),

aber da dieses blau deutlich dunkler war als jenes, welches ich in Erinnerung hatte, vermutete ich, dass sie eine andere angelegt hatte. Am stärksten wirkte ihre andersartige Oberbekleidung auf mich. Statt einem unauffälligen, hellbraunen langärmeligen Sweat-Shirt trug sie ein großkariertes rotes Holzfällerhemd, das ihr sehr gut stand und farblich besonders angenehm mit ihrer Haarfarbe kontrastierte. Auch fiel mir auf, dass durch die dunklere Kleidung ihre Augen besonders betont wurden. Deren braune Tönung wirkte dadurch intensiver auf mich, und ich empfand es als besonders angenehm, von derartig schönen Augen angeblickt zu werden.

In dem Moment als sie mich begrüßte und ich mechanisch zurückgrüßte, stieg in mir das Gefühl der Freude, während proportional dazu die Empfindung beklemmender Unsicherheit sank.

»Schön, dass du da bist«, sagte sie zu meiner Freude. »Und sogar pünktlich, ja fast schon überpünktlich...Wartest du bitte hier? Ich komme gleich, muss nur noch schnell das Geld holen...«

Sie verschwand wieder aus meinem Blickfeld, aber da ich wusste, dass es nur für wenige Augenblicke war, blieb ich geduldig im Hauseingang stehen. Ich hörte einen Vogel in einem nahen Baum singen, das Rauschen des Verkehrs auf einer nahegelegenen Hauptverkehrsstraße, spürte die Wärme eines der letzten Augusttage und dachte an die Zeit zurück, welche zwischen den beiden Besuchen lag und zum Glück schon Geschichte war...

Nachdem ich Sonntagmorgens in meinem doch mittlerweile recht beengend wirkenden Bett erwacht war, hatte mein erster Gedanke den Ereignissen des Vorabends, die in erster Linie von einer jungen Frau namens Rhea dominiert wurden, gegolten. Als ich den Morgenkaffee (eigentlich falsche Bezeichnung, denn es war schon Mittag) trank und dabei den Fernseher zwecks Verfolgung einer Nachrichtensendung einschaltete, verwandelte sich die Sprecherin in die Gestalt von Rhea, und spätestens, als ich sie in meinem Zimmer auf einem Stuhl sitzen sah wurde mir klar, dass es sich bei ihrem Anblick um ein vom inneren Auge wahrgenommenes und von der Phantasie vorgegaukeltes Trugbild handelte. Augenblicklich verwarf ich jeden Gedanken an einen möglichen Fernseherdefekt oder den eines spontanen Moderatorenwechsels bei einem öffentlich-rechtlichen Sender.

Als eine Stunde später in der Küche meine Mutter zu mir sprach, sich ihre Stimme in die Rheas zu verwandeln schien, wurde mir bewusst, unmöglich bis zu einem Telefonat am nächsten Tag durchhalten zu können. In mir wuchs die Überzeugung, dass seit dem gestrigen Abend nichts mehr wie vorher war, der Wunsch mit ihr zu reden und den Klang ihrer Stimme zu hören, und sei es nur für einige wenige Worte, überlagerte alle Dinge die mir noch an den Tagen zuvor als unheimlich wichtig erschienen waren.

Nachdem ich den Entschluss gefasst hatte sie sofort anzurufen, damit ich sie bereits Montags erneut sehen konnte, zog ich Jeansjacke und Cowboystiefel an, eilte die wenigen Stufen im Treppenhaus hinunter, verließ es und wandte mich gen nächster Telefonzelle. An jener hing natürlich ein Schild, das von Betriebsunfähigkeit kündete, eigentlich überflüssig, da das durchtrennte Telefonkabel und der fehlende Hörer einen technischen Defekt des Apparates sichtbar machten.

Einen solchen und ähnliche Anblicke war ich gewohnt, war jene Zelle in der Vergangenheit mit monotoner Regelmäßigkeit das Ziel vandalistischer Ventilentladung geworden, eigentlich eine Ausnahme in der Siedlung, aber jenes kleine Häuschen schien auf unerklärliche Weise die Wut umherschweifender Passanten auf sich zu ziehen. Da es keine Überraschung war (die Telefonzelle war in jenen Tagen öfter defekt als betriebsbereit, und besonders an Wochenenden war es illusorisch die Funktionsbereitschaft anzunehmen) und ich mich im Geist schon auf einen kleinen Fußmarsch eingestellt hatte, ging schnurstracks an der beschädigten Kommunikationseinrichtung vorbei und auf die nächstgelegene zu.

Nachdem ich trotz weiter, schneller Schritte ungefähr zehn Minuten brauchte sie zu erreichen, wählte ich dort angekommen ihre Nummer und war nicht im Geringsten erstaunt als sich eine Männerstimme meldete.

»Ja, Lindemann«, tönte es aus dem Hörer.

»Meyer hier«, sagte ich. »Kann ich Rhea sprechen?«

Statt einer Antwort hörte ich wie der Hörer an der Gegenstelle abgelegt wurde, und eine laute, entfernt klingende Stimme »Rhea! Für dich!« rief.

Es folgten einige Sekunden der Stille, danach ein Geräusch von leichtfüßigen Schritten auf einer Treppe.

»Ja?«, fragte sie und ich erkannte ihre Stimme sofort, obwohl das Telefon den Klang doch etwas verzerrte.

»Ich bin's, Rainer, ich habe doch versprochen dich anzurufen.«

»Es überrascht mich etwas, dass du dich heute schon meldest. Mit einem Anruf von dir habe ich fest gerechnet, aber eigentlich dachte ich, dass du eher morgen Nachmittag anrufst.«

»Ach, es war nur so 'ne spontane Idee, dich jetzt schon anzurufen«, log ich und war froh, dass sie mein Gesicht nicht sehen konnte. »Aber der Hauptgrund war, dass ich mir gedacht habe wir könnten schon morgen ins Kino gehen.«

»Läuft der Film denn schon?«

»Ja seit heute, heute Abend ist die erste Vorstellung. »Grease« heißt der Film, und eigentlich dachte ich wir könnten ja schon heute Abend hingehen, aber heute ist es bestimmt zu voll, am ersten Tag kommen alle, die den Film unbedingt sofort sehen wollen.«

»Heute würde ich auch nicht wollen. Dann schon lieber irgendwann die nächsten Tage. Also, ich habe die nächsten Tage nachmittags und abends nichts vor, erst am Donnerstagabend, da muss ich zur Volkshochschule, zum Maschineschreibenkurs, den habe ich belegt, weil ich es nicht kann, und für eine Arbeit in einem Reisebüro wäre es sicherlich von Vorteil.«

»Ich hab mir gedacht wir könnten ja schon morgen gehen, dann passt es mir am besten«, sagte ich etwas zu schnell, da ich diesen Satz ihr gegenüber unbedingt aussprechen wollte und mich meine Ungeduld zur Eile trieb.

»Fein, da bin ich auch für«, bejahte Rhea meinen Vorschlag. »Je eher, desto besser, natürlich erst ab morgen, versteht sich. Äh... Mir fällt gerade ein, dass ich die Zeiten des Kinos gar nicht kenne... Wann fängt der Film denn an?«

»Offiziell ist um siebzehn Uhr die erste Vorstellung. Aber der Hauptfilm fängt erst um zehn nach oder so an, vorher zeigen sie meist Werbung und einen Vorfilm, meistens voll langweilig, über Schneehasen in Timbuktu oder einen Bericht über die Entwicklung des Duschvorhanghakens.«

Rhea kicherte deutlich hörbar.

»Dann komme am besten so gegen fünf zu mir, von hier ist es ja nicht weit bis zum Kino, und wenn wir etwas später kommen verpassen wir höchstens den Vorfilm.«

»Ist ja nicht schlimm. Okay, ich komme morgen um fünf vorbei. Du, ich muss jetzt auflegen, ich bin hier in einer Zelle und habe nicht genug Geld dabei«, sagte ich diesmal wahrheitsgetreu.

»Absolut kein Problem. Telefonieren mag ich auch nicht besonders, es ist so unpersönlich, lieber rede ich von Angesicht zu Angesicht mit einem Menschen. Aber Hauptsache du kommst morgen vorbei, dann können wir reden soviel wir wollen.«

»Und ohne ständig Geld nachzuwerfen«, konnte ich mir ob der Umstände einen Kommentar nicht verkneifen.

»Okay, bis morgen also!«

»Ja, tschöö Rhea!«

Rasch verließ ich die immer heißer werdende Telefonzelle und ging wie von neuer Energie beseelt nach Hause. Von dem eigentlichen Fußmarsch wusste ich schon bei meiner Heimkehr nicht mehr viel, nur, dass ich die ganze Zeit an Rhea dachte, mir ihre Person vorstellte und mir ausmalte, wie denn das zweite Treffen verlaufen würde. Erst als ich wieder allein auf meinem Zimmer war stellte ich fest, dass es erst Nachmittag war und ich mehr als vierundzwanzig Stunden mit Wartezeit verbringen musste, ehe ich sie wiedersehen konnte.

Jenes Warten entpuppte sich in den Folgestunden als besonders belastend, da anscheinend meine Ungeduld eine Hochphase erreicht hatte, ich fast jede Minute auf die Uhr blickte und die Zeit trotzdem

träger als sonst zu verrinnen schien. Obwohl ich mir jede erdenkliche Mühe gab durch Ablenkung auf andere Gedanken zu kommen, wollte das Bild von Rhea nicht aus meinem Kopf weichen, schien unauslöschlich eingebrannt. Abwechselnd aß, las oder schaute ich fern, leider war ich nie richtig bei der Sache und erschreckend unkonzentriert.

Um jener Unkonzentriertheit zu begegnen, entschloss ich mich zu einer ausgiebigen Tour mit dem Mofa, denn durch das Lenken eines Fahrzeugs wurde ich fast automatisch zu einem Höchstmaß an Konzentration gezwungen, welche auch nötig war, wollte man eine Fahrt ohne Blessuren überstehen. Erst am frühen Abend kehrte ich zurück, und erneut begann ein Wechselspiel von essen, fernseh schauen und lesen, bis ich endlich müde genug war, um einzuschlafen.

Als ich morgens mit dem Bewusstsein erwachte, endlich den Tag des Wiedersehens erreicht zu haben, wusste ich noch nicht, dass die Stunden bis zu meiner nachmittäglichen Abfahrt noch eine Steigerung des Empfindens ungeduldigen Wartens werden sollten. In der neuen Schule (da ich vor einigen Monaten unbelastet durch einen Lehrvertrag die Hauptschule verlassen hatte und noch schulpflichtig war, musste ich ein sogenanntes Berufsgrundschuljahr besuchen) konnte ich mich in keinsten Weise auf den Inhalt der Stunden konzentrieren und als ich am frühen Nachmittag zu Hause war beherrschte mich eine nie gekannte Ruhelosigkeit, die soweit ging, dass sie noch nicht einmal durch Überlegungen zur weiteren Fahrzeuggestaltung auf ein erträgliches Maß gedämpft werden konnte.

Als der anberaumte Zeitpunkt des Treffens nur noch zwei Stunden in der Zukunft lag, begann ich mir Gedanken über die Art der Fahrt nach Siegburg zu machen, zumal mir siedendheiß einfiel, dass – wenn ich wie ich zuerst gedachte mit dem Mofa zu ihr fahren würde – ich jede Minute unseres Zusammenseins einen klobigen Integralhelm mit mir führen müsste, und das Tragen eines derartig aktionshemmenden Ballastes wollte ich tunlichst vermeiden. Also entschloss ich mich entgegen aller Gewohnheit zur Benutzung des Linienbusses, den ich wegen des häufigen Aufenthalts an Haltestellen wenig mochte.

Bereits um vier Uhr brach ich auf, was rein logisch gesehen natürlich blanker Unsinn war, denn alle fünfzehn Minuten fuhr ein Bus Richtung Stadt und die Fahrt dauerte höchstens zwanzig Minuten, aber ich wollte pünktlich erscheinen und nicht bei dem ersten verabredeten Treffen durch eine extrem legere Auslegung des Zeitbegriffes auffallen. Natürlich war ich wie leicht vorhersehbar viel zu früh in Siegburg, und da mir noch mehr als eine halbe Stunde zur Verfügung stand, vertrieb ich mir die Zeit damit, die Waren in verschiedenen Kaufhäusern zu betrachten. Ich glaube, ich schaute sie mir zu diesem Zeitpunkt derartig intensiv und konzentriert an, dass ein unbedarfter Beobachter sicherlich der Meinung gewesen wäre, ich sähe solche Dinge zum

ersten Mal. Dabei war es in keinster Weise so, ich dachte ausschließlich an Rhea...

»...und in Mathe haben wir jetzt den Herrn Heinzen«, erzählte Rhea. »Der ist neu, die Jahre davor war es Frau Durchholz, und den neuen Lehrer mag ich nicht so besonders, er ist mir zu trocken, redet nur das nötigste und erklärt viel zu wenig anschaulich. Da bin ich echt froh, dass nächstes Jahr endlich Schluss mit der Schule ist. Die Vorstellung, Herrn Heinzen mehrere Jahre lang ertragen zu müssen, halte ich nicht aus. Und dann erstmal der Stoff! Trigonometrie, so was ätzendes. Ich meine, Mathematik war noch nie mein Lieblingsfach, deswegen bin ich auch seit Jahren im Grundkurs, aber in der Zehnten ist es besonders schwer. Mein Lieblingsfach ist übrigens Musik...«

Ich schritt neben ihr, angepasst an ihre Schrittgeschwindigkeit, da ich an ihrer Seite bleiben und nicht hinfort eilen wollte, ging ich neben ihr und schaute sie oft an, ich verspürte ein starkes Verlangen nach ihrem Anblick, am liebsten hätte ich sie ununterbrochen angeguckt, aber unregelmäßig musste ich nach vorne auf den Bürgersteig blicken, damit ich nicht unverhofft über ein kleines Hindernis stolperte oder versehentlich gegen ein größeres lief. Wie einen kleinen Film spielte meine Phantasie eine Bilderfolge vor meinem geistigen Auge ab, die mir die Vorstellung visualisierte, neben ihr zu gehen, auf einer achtlos weggeworfenen Bananenschale auszurutschen und einen rückwärts gerichteten Sturz zu vollführen. Ich schüttelte mich ein wenig vor Peinlichkeit bei der Vorstellung, und gleichzeitig war ich froh darüber, dass mir ein solches bisher nicht passiert war und ich war in ihrer Gegenwart noch mehr als sonst dazu entschlossen, eine derartige Situation zu vermeiden.

Erneut schaute ich sie an, und ich merkte wieder, dass ich einem inneren Zwang folgend ihren Anblick immer und immer wieder erwünschte, ich konnte gar nicht anders und mein Körper schien einer unhörbar ausgesprochenen Anweisung zu folgen. Zumeist schaute ich sie unbemerkt – so hoffte ich – aus den Augenwinkeln an, manchmal und seltener direkt und musternd. Ich bewunderte ihren Gang, ihre Schritte waren merklich kleiner als die Meinigen, was gewiss auf die geringere Körpergröße zurückzuführen war, außerdem deuteten ihre Bewegungen eine nur schwer merkliche zurückhaltende Vorsicht an, während sie sich jedoch deutlich von Tatendrang geprägt zeigten. Am meisten bewunderte ich jedoch ihren Körper, besonders die sich durch die Jeanshose merklich hervorgehobene Rundung ihrer Hüften sowie die Erhebungen ihres unter dem Baumwollhemd nur undeutlich erkennbaren Busens.

»Ich bin ja seit einer Woche im Berufsgrundschuljahr für Wirtschaft und Verwaltung, ist hier in Siegburg die Schule, direkt

hinterm Bahnhof«, meinte ich um auf ihre Ausführungen einzugehen.
»Einige Fächer wie Stenografie sind sehr neu für mich...«

»Sind solche Fähigkeiten nicht eher typisch für Sekretärinnen?«

»Ja schon«, antwortete ich. »Aber ich meine, selbst wenn man später eine Sekretärin hat ist es gut das zu können, schließlich kann es ja gut sein, dass man einmal ihre Aufzeichnungen nachlesen muss, und sie ist nicht da, im Urlaub, krank oder so. Da ist es schon wirklich besser, wenn man es selbst kann.«

»Da hast du Recht. Man muss ja nicht unbedingt Sekretär sein, um die Kürzel lesen zu können. Und wie ist es sonst dort, sind die anderen Fächer auch schwer?«

»Richtig schwer ist eigentlich gar nichts, nur Sachen wie Steno und Buchführung sind wirklich ungewohnt. In der ersten Mathestunde wunderte ich mich sogar, wie leicht der Stoff ist, ich kam mir vor wie in der siebten oder achten Klasse in der Hauptschule, also, wir haben in der Neunten selbst im Grundkurs weitaus schwierigere Sachen gemacht.«

»Was denn so?«

»Ein bisschen Algebra, nichts Dolles, nur so die Grundlagen, oder Gleichungen mit ein oder mehreren Unbekannten gelöst.«

»Das geht ja noch. Diese Dinge haben wir auch im letzten Jahr gemacht, aber in der Zehn ist es echt schwerer Stoff. Ständig Dreiecke berechnen, Sinus und Kosinus, ist schon nervend und langweilig, aber dabei soll es erst der Anfang sein, ist schon so auch schwer, im zweiten Halbjahr soll sphärische Trigonometrie kommen, da kann ich mir jetzt rein gar nichts drunter vorstellen, ich frag' mich, was das wieder ist.«

Ihre Ausführungen klangen für mich etwas unverständlich und ich überlegte was sphärische Kusinen sein könnten, aber meine Überlegungen und ihre Ausführungen wurden abrupt abgebrochen als wir um eine Ecke bogen und unsere Aufmerksamkeit auf das Kino an der gegenüberliegenden Straßenseite gelenkt wurde. Ein großes Filmplakat, welches auf »Grease« hinwies und John Travolta nebst lockiger Filmpartnerin zeigte, stach mir sofort ins Auge.

Nur Sekunden später nutzten wir eine Verkehrslücke auf der vielbefahrenen Hauptstraße, um über die Straße zu eilen und uns dem Kino auf nur wenige Meter zu nähern. Da das Kino, das im Erdgeschoss eines mehrstöckigen Hauses lag dessen graue Fassade hoch vor uns aufragte, nur zwei Vorführräume besaß, beschränkte sich die Plakatierung in den Schaukästen auf zwei einzige Filme - neben »Grease« lief noch der James Bond-Thriller »Der Spion der mich liebte«. Einige Meter weiter, an der anderen Seite des Eingangs, hing ein deutlich kleinerer Kasten, welcher den in Kürze anlaufenden Film »Bruce Lee – Der Todesfuß« vorankündigte. Neben dem eigentlichen Filmplakat, waren einige mit schmalen Stecknadeln am Untergrund befestigte Fotos angebracht, welche verschiedene Filmszenen zeigten,

meist Abbilder unterschiedlicher, miteinander kämpfender Asiaten auf Papier bannten.

Ich bemerkte, dass Rhea sich die Farbminiaturen anschaute und konnte mir eine kommentierende Bemerkung nicht verkneifen.

»Also Bruce Lee ist mir ja ein Begriff, aber dem seine Filme habe ich noch nie gesehen. Zwar des Öfteren eine Vorschau davon gesehen, aber ich finde dem seine Filme so unrealistisch, dass ich da keinen Bock drauf habe. Der springt aus dem Stand immer so hoch, bestimmt fünf Meter oder so, was ein Mensch nie schaffen würde. Ich meine, selbst die besten Hochhüpfer der Welt, die, die bei Olympia auftreten, kommen nie so hoch, und das sind bestimmt die besten, nur auf das Hüpfen spezialisiert...«

Während ich weiter über Realismus in fernöstlichen Unterhaltungsfilmen im Allgemeinen und über die körperlichen Fähigkeiten der Darsteller im Speziellen referierte, erklimmen wir einige wenige Stufen und betraten den Vorraum des Kinos. Dieser war bis auf die ältere Frau im Kassenhäuschen menschenleer, aber dafür sorgten die unzähligen, an den Wänden befestigten, bunten Filmplakate für einen ausreichenden optischen Eindruck. Ohne zu zögern ging ich zur Kasse, nannte der wortkargen Dame den Namen des Films, den ich zu sehen wünschte und erwarb zwei Sitzplatzkarten für den Mittelrang. Erneut war ich froh, dass in der Regel in Lichtspielhäusern kein Zwang mehr herrschte, für die Dauer eines Besuchs einen genau nummerierten Sitzplatz einzunehmen. Diese waren grob in drei Bereiche unterteilt, und in Zeiten, in denen ein vollbesetzter Saal Seltenheitswert besaß, bot sich ein derartiges Vorgehen natürlich an. Plätze in den ersten Reihen eines Kinos wurden in der Regel als »Sperrsitze« tituliert und Karten dafür besonders billig verkauft, zwar waren die Klappstühle die gleichen wie im größten, »Mittelrang« genannten Bereich, aber da es vonnöten war, den Kopf in den Nacken zu legen um einen Film in seiner Gänze verfolgen zu können, hatte ich in der Vergangenheit stets vermieden, einen solchen Platz belegen zu müssen. Weitaus teurer waren die sogenannten Logenplätze, zweifelsohne herrschte von dort aus die beste Sicht auf die Leinwand und die Sitzmöbel waren deutlich komfortabler als im Mittelrang, aber da sich das Kinopublikum zumeist aus Menschen jüngerer Altersklassen rekrutierte, die logischerweise weniger Geld zur Verfügung hatten, kamen solche Plätze für mich nicht in Frage.

Rasch betraten Rhea und ich einen schmalen Gang, der zum eigentlichen Kinosaal führte. Fast völlige Dunkelheit umwog uns plötzlich, aber sie kam nicht unerwartet. Direkt vor uns hing ein schwerer Vorhang, der sich zur Seite schob und von einem Kinobedienteten – einem Mann mittleren Alters mit Taschenlampe – einladend aufgehalten wurde. Dadurch gab er den Blick auf eine entfernte Leinwand frei, ich sah das riesige Bild zweier Kängurus die

durch eine karge Landschaft hüpfen, und hörte eine Stimme laut und langatmig über das Paarungsverhalten von Zwergkängurus dozieren.

»Das ist wohl nicht Grease«, meinte ich zu Rhea. »Sieht schwer nach dem Vorfilm aus. Wir sind also noch nicht zu spät.«

Ihre Antwort darauf konnte ich allerdings nicht mehr hören, denn sofort nannte ich dem fragend blickenden Mann mit der Taschenlampe unser Ziel und wir folgten ihm und dem vor ihm tanzenden Lichtkegel. Zu meiner Genugtuung registrierte ich den nur zur Hälfte gefüllten Saal und beglückwünschte mich im Geiste gewusst zu haben, dass es beim ersten Mal voll werden würde.

Kurz darauf nahmen Rhea und ich nebeneinander auf zwei freien Sitzen genau in der Mitte einer Reihe Platz, und als sie sich setzte, roch ich ihren etwas süßlichen, aber doch sehr anziehenden Duft. Das Halbdunkel des Zuschauerraums tauchte ihre Gesichtszüge in ein diffuses Licht und ich fand sie attraktiver denn je.

»Grease muss gleich anfangen«, sagte ich, um Lässigkeit bemüht, nach einem flüchtigen Blick auf die Armbanduhr zu Rhea.

Sie nickte wortlos und schaute in Richtung Leinwand, die einen mit vollen Backen kauenden Koala-Bären zeigte.

....

Ungefähr anderthalb Stunden später befanden wir uns auf dem Rückweg, gingen exakt die gleiche Strecke wie nur kurze Zeit zuvor und genauso wie auf dem Hinweg ging ich neben ihr, vermied tunlichst jeden Körperkontakt und beschränkte mich auf ebenso bewundernde wie erstaunte Blicke. Erneut schaute ich sie an, konnte es nicht fassen direkt neben einer derartig schönen Frau zu gehen, ich, der ich mich für zu unwürdig hielt ihr sogar eine Tür aufzuhalten. Durch die Nähe wurde der Gegensatz noch deutlicher, ich fand mich derartig unattraktiv, dass neben mir jeder Gartenzwerg wie eine Adonisstatue erscheinen musste, ich in keinster Weise den aus Zeitschriften und Fernsehen bekannten Abbildern junger Männer glich, von denen ich wusste, dass Vertreter des männlichen Geschlechts dieser Art von jungen Mädchen für attraktiv gehalten wurden. Da ich den bestehenden Attraktivitätsunterschied gravierend fand, ich mir vorstellen konnte, dass eine derartig hübsche Frau einen Versuch der Herstellung von körperlicher Nähe als eine Art von Belästigung auffassen könnte, war es auch nicht verwunderlich, dass ich während des Films nicht versuchte ihr näher zu kommen und mich stattdessen auf einige Blicke beschränkte. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich seltsam gehemmt, ich hatte ständig Angst, mich durch eine unbedachte Tat vor ihr zu blamieren und damit die kleine Flamme der Sympathie zum Erlöschen zu bringen. Es verwunderte mich nicht, dass sich dieses Gefühl der Hemmnis nicht auf die verbale Ebene beschränkte, ich wusste, dass ich mich zu Beginn einer sprachlichen Kommunikation eher schwer tat bis wortkarg blieb, aber wenn das Eis gebrochen war und ich das Gefühl

von Vertrauen zu meinem (meiner) Gesprächspartner/in hatte war es eher Gegenteilig der Fall, und ein Silbenschwall ergoss sich über den (die) Zuhörer/in. Aber mich überraschte es vor Handlungen zurückzuschrecken, hierbei ein Gefühl der Befangenheit zu spüren, das ich in der Nähe meiner Eltern oder im Kreis von Bekannten und Altersgenossen nie empfunden hatte. Besonders schreckte ich vor jeglicher Aktion zurück, deren Ziel es war sie zu berühren, und zwar derartig offensichtlich, dass sie es mit Sicherheit nicht als eine zufällige Berührung missdeuten konnte, sondern ihr sofort klar sein musste, dass eine solche Berührung willentlich erfolgte mit dem Ziel, die hemmende Barriere der körperlichen Distanz zu überwinden. Zwar wusste ich aus der Erstkontakt-zwischen-den-Geschlechtern-Erleichterungs-Fachzeitschrift Bravo und aus den Aussagen meiner männlichen Bekannten, dass ein Mädchen erwartete, von einem Jungen, der sich von Unwissenheit und fehlender Erfahrung geprägt zeigte, zu einem Kinobesuch eingeladen und dort im Laufe des abends im Schutz des Halbdunkels umarmt zu werden, zumindest nach der Theorie meiner Altersgenossen. Aber in der Praxis trat unerwartet jenes Problem auf, dass mir dazu jeglicher Mut fehlte, quälende Gedanken mein Gehirn erfüllten, die dahin gingen, ob sie ein solches Handeln von mir erwartete oder nicht. Sie reichten bis zu der Vorstellung ihrer Reaktionen darauf – ob sie es als ungerechtfertigten Anbiederungsversuch werten würde, was mein eigenes Gefühl der Peinlichkeit in so einer Situation verstärken würde. Also unterließ ich es im Hinblick auf eine potentielle Zurückweisung. Gerade an jenem Tag glaubte ich mich nicht Nervenstark genug zu fühlen um eine solche ertragen zu können, und ging deshalb den leichteren, aber merklich unbefriedigenderen Weg der Distanzwahrung.

Als ich neben ihr her schritt, wir um die nahe Ecke bogen und ihr Wohnhaus zwar schon in Sicht aber dennoch an die hundert Meter entfernt war, ärgerte ich mich immer noch über meine Mutlosigkeit und hatte das bohrende Gefühl der Pein, aufgrund von Zögerlichkeit eine wichtige Chance verpasst zu haben.

»Ich fand den Film nicht so gut«, sagte Rhea und riss mich mit ihren Worten abrupt aus den nagenden Gedankengängen.

»Ich dachte die Handlung würde direkt an »Night Fever« anschließen, oder zumindest in der Discoszene spielen, aber das war ja viel früher, so handlungsmäßig.«

»Schon fast im Mittelalter«, warf ich schnell ein.

»So ähnlich. Aber ich glaube, dass es die fünfziger Jahre waren, jedenfalls sahen die Leute so aus wie meine Eltern früher, sie habe ich Mal auf Fotos so gesehen.«

Ich grinste, da mir einfiel, dass ich auch einmal als Kind Bilder aus der Jugend meiner Eltern gesehen hatte, und damals – ich wusste nicht mehr wie alt ich war als ich die Fotos sah, jedenfalls war ich noch nicht

sehr groß, vielleicht einen Meter – verwunderte es mich Bilder zu betrachten auf denen meine Eltern noch jung waren, schließlich dachte ich damals unlogischerweise sie wären bereits als Erwachsene auf die Welt gekommen.

»Aber John Travolta fand ich gut. Auch die Hauptdarstellerin... wie hieß sie noch Mal?«, fragte Rhea.

»Olivia Newton-John.«

»Stimmt. Komisch, ein Doppelname. Wenn sie in Deutsch sind, finde ich diese schon seltsam, aber in Englisch... Na ja, egal, jedenfalls fand ich sie auch nicht schlecht, obwohl sie ein kleines bisschen aufgesetzt und unglaubwürdig wirkte.«

»Aber wenigstens ging es meist ums tanzen«, meinte ich.

»Das war neben Travolta auch die einzige Parallele zu »Night Fever«, die viele Musik, aber trotzdem hat die mir nicht sonderlich gefallen.«

»Was hörst du denn so?«, fragte ich nach ihrem Musikgeschmack.

»Meistens so angesagte Sachen«, antwortete Rhea. »Was so im Radio läuft, Pop und Disco meist. Aber wenn ich Zeit habe höre ich Platten, die meisten meiner wenigen Schallplatten sind von *Supertramp* oder *Manfred Mann's Earthband*, so rockige Sachen halt, zur Zeit ist meine Lieblingsband *Dire Straits*«

»Ist das nicht so 'ne Newcomerband aus England?«

»Ja genau. Kennst du »Sultans of Swing«? Ist der aktuelle Hit von denen, läuft dauernd im Radio«

»Bestimmt schon Mal gehört«

»Jedenfalls liebe ich dieses Lied. Mindestens schon zwanzig Mal gehört, aber ich kann es immer wieder aufs Neue anhören.«

Wie auf einen Schlag verstummte ihre Stimme als wir vor ihrem Haus unser doch recht langsames Schreiten beendeten und sie mich fragend anschaute.

»Ich fände es wirklich gut, wenn wir uns diese Woche nochmal sehen könnten. Geht das?«, fragte sie.

»Klar, an mir soll es nicht liegen«, antwortete ich betont flapsig. »Also morgen Abend kann ich nicht. Ich muss dringend was für die Schule tun, sonst komme ich ins Schleudern. Aber ich kann dich morgen anrufen, kein Problem, sagen wir so am frühen Abend?«

»Ist mir recht. Ich werde dann auf alle Fälle zu Hause sein.«

Wieder schaute sie mich fragend an, und ich las Erwartung in ihrem Blick.

»Tschöö!«, sagte ich plötzlich und fühlte mich von einer gewaltigen Furcht ergriffen, wandte mich um und ging der Bushaltestelle entgegen. Nach nur wenigen Sekunden hörte ich hinter mir laut eine Tür ins Schloss fallen. Mir war klar, dass sie soeben ins Haus gegangen war, ebenso wie mir klar war, dass sie entsprechend der ungeschriebenen Regeln zumindest einen Abschiedskuss auf die

Wange oder eine Umarmung erwartet hätte. Aber dazu fehlte mir zum zweiten Mal an diesem Abend der Mut, und mit dem Gefühl ein ängstlicher Versager zu sein, kramte ich in meinen Jackentaschen nach der Streifenkarte für den Bus und versuchte krampfhaft an den Fahrplan zu denken.

Aber so richtig gelang es mir nicht.

- 4 -

Konzentriert visierte ich den kleinen Ball aus Hartplastik an, der zu meinen Füßen lag. Es galt, ihm Mittels eines Schlages mit einem metallenen Golfschläger ausreichend Kraft zu verleihen, damit er zwei Meter weit geradeaus rollte, die Steigung einer kurzen Rampe bewältigen konnte um an deren Ende in einem passenden Winkel abzuheben, eine etwa einen Meter weite Flugbahn zu beschreiben um durch einen metallenen Ring zu fliegen und dahinter in einem daran befestigten Netz zur Ruhe zu kommen. Erst wenn dieses vollendet war galt die Aufgabe als geschafft, konnte ich die Zahl der benötigten Schläge (laut Regel standen einem Spieler nicht mehr als neun zu) auf einem Zettel notieren. Insgesamt neunzehn solcher feinmotorischer Aufgaben waren zu bewältigen, die Zahlen der benötigten Schläge wurden addiert, mit denen der Mitspieler (in meinen Fall Rhea) verglichen, und jener, der deren am wenigsten benötigt hatte, galt als Gewinner.

Rhea schaute interessiert zu, als ich ausholte, der Kugel zum neunten Mal kinetische Energie verlieh und sie dadurch in Bewegung setzte.

Zwar traf ich den Spielball richtig, er rollte haargenau geradeaus, verlieh ihm ausreichend Energie so dass er am Ende der Rampe zu einem Flug ansetzte, aber wie in manchen Vorversuchen auch war es ein Zuviel an Energie, die Plastikkugel flog knapp über den Ring hinweg, kam nicht wie erwartet in dem Netz zur Ruhe, sondern auf der Schieferoberfläche einer anderen Bahn. Rasch holte ich den Ball, ging zurück und notierte auf dem Spielzettel, den mir Rhea grinsend entgegenhielt, eine Neun an der neunzehnten Bahn, die symbolisierte, dass ich es nicht geschafft hatte.

Danach reichte ich ihr das Versuchsobjekt in Form der Plastikkugel und behielt in stillem Einvernehmen die kleine Schreibunterlage mit den beiden Spielzetteln und der Stifthalterung.

Rhea ging zur Bahn, legte den kleinen Ball auf seinen Abschlagpunkt und setzte ihn mittels Schlägerhieb in Bewegung. Ihr erster Versuch misslang, die Kugel rollte zwar in die richtige Richtung, die Rampe hinauf, hatte aber nicht genug Energie, stattdessen rollte sie kurz vor Erreichen der höchsten Stelle zurück bis in die Nähe des Ausgangspunktes.

Sie seufzte und versuchte es ein zweites Mal. Ich hatte Verständnis für einen ersten Fehlversuch, denn in der Regel diene ein solcher nur zur Einschätzung der nötigen Kraftdosierung, nur wenigen Menschen gelang es, den Ball im ersten Anlauf in die Zielreuse zu befördern.

Rhea wirkte sehr konzentriert als sie zu dem fest stationierten Auffangnetz schritt, während ich daran zurückdachte, welche Ereignisse meiner Demonstration milderer feinmotorischer Fähigkeiten beim Minigolf vorausgingen.

Am Vortag hatte ich sie erneut angerufen, wieder von einer Telefonzelle aus, und wieder ging ein Mann an den Apparat – da die Stimme sehr erwachsen klang nahm ich an mit ihrem Vater zu reden – und er rief sie, als er darüber informiert war, dass sie die gewünschte Gesprächspartnerin darstellte. Ich war froh über die Tatsache, wegen eines Telefongesprächs keinen längeren Fußmarsch antreten zu müssen, wie erhofft war die Zelle in der Nähe meiner Wohnung intakt und konnte für ein Gespräch genutzt werden. Natürlich war es unbequem wegen eines Telefonats das Haus verlassen zu müssen, besonders das Anlegen der für Außenaufenthalte nötigen Kleidung, die Suche nach passenden Münzen und das Verweilen in einer engen, nach Schweiß und anderen menschlichen Ausdünstungen riechenden Sprechkabine. Obwohl jede Sekunde des Aufenthalts darin zur Qual wurde, ertrug ich es stoisch, denn ich kannte es nicht anders. Noch nie hatte ich von der Wohnung meiner Eltern aus ein Ferngespräch führen können, stets beinhaltete ein solches Vorhaben die Nötigkeit eines kurzen oder längeren Ganges und den zwangsweisen Aufenthalt in einem sargähnlichen, engen Raum.

Des Öfteren stellte ich mir vor, wie schön es wäre einfach auf dem Bett zu liegen und von dort aus, in heimischer Atmosphäre und in einem Zustand der Entspannung, ein Gespräch mit jemanden führen zu können. In den letzten Tagen kam mir eine solche Phantasie mehr als doppelt so reizvoll vor wie sonst, ich stellte mir vor, mit Rhea zu telefonieren, von zu Hause aus und so viel mit ihr reden zu können, wie ich nur wollte. Aber so angenehm wie der Gedanke erschien, so illusorisch war sein Inhalt, die Realisation einer derartig luxuriösen Möglichkeit frühestens in einigen Jahren erreichbar, am ehesten zu realisieren durch die Anmietung einer eigenen Wohnung in einem anderen Ortsteil. Gewiss, die einfachste Lösung wäre die Anforderung eines eigenen Anschlusses bei der Bundespost gewesen, aber genau

hierin lag das Problem. Fast die gesamte Siedlung war mittels Telefonleitungen an das Netz angeschlossen, nur jene Straße nicht in der das Wohnhaus meiner Eltern lag. Folglich blieb mir nichts anderes übrig als wie in der Vergangenheit auch zwecks Telefonats eine externe, in der Regel unangenehme Örtlichkeit aufzusuchen.

»Ja?«, fragte Rhea in die Sprechmuschel. Ich erfreute mich am Klang ihrer Stimme und beendete augenblicklich alle Gedankengänge an kommunikative Probleme.

»Hallo, ich bin's, Rainer«

»Oh, schön, dass du anrufst. Was machen die Schularbeiten?«

Augenblicklich dachte ich daran, dass es erst spät am Nachmittag war, ich den Rest des Tages und die frühen Nachtstunden für weiteres lernen nutzen wollte, ehe ich mich gegen Mitternacht zur Ruhe zu legen plante.

»Bisher habe ich schon einiges gemacht, nicht allzu viel, aber wenigstens schon etwas, mir den ganzen Kram, den wir bisher in Organisationslehre und Rechnungswesen durchgenommen haben noch Mal reingezogen. In diesen Fächern bin ich nicht allzu gut.«

»Und, willst du nachher noch was tun?«, fragte Rhea.

»Klar, heute Abend kommt das Schwierigste, Stenografie, da habe ich echt einigen Nachholbedarf. Auf alle Fälle möchte ich lange üben, mir erst das Durchgenommene reinziehen und dann irgendwas praktisches machen, mir schwebt vor, den einen oder anderen Artikel aus der Fernsehzeitung in Steno zu schreiben, na ja, jedenfalls soweit ich kann, viel haben wir bisher nicht erfahren, aber für das Grobe müsste es reichen.«

»Du schaffst das schon! >Viel Glück< würde ich gerne sagen, aber ich bin mir sicher, dass es unnötig wäre dir Glück zu wünschen, du kannst es auch so... Bestimmt... Was ich noch fragen wollte, ich würde dich wirklich sehr gerne sehen, wann treffen wir uns das nächste Mal? Übermorgen kann ich nicht, wegen dem Maschinekurs in der VHS, habe ich dir ja erzählt.«

»Ja, äh, ich würde dich auch gerne sehen«, stammelte ich verlegen, und spürte aufgrund der Erkenntnis meiner Verlegenheit eine merkliche Hitzewallung in mir aufsteigen. »Deswegen rufe ich ja an. Also ich dachte mir, ich könnte ja Morgen vorbeikommen, dich abholen zum Minigolf.«

»Das wäre nicht schlecht«, antworte Rhea in einem Tonfall, der mich ahnen ließ, dass sie statt >Nicht schlecht< lieber >Spitze< gesagt hätte.

»Ähh, ich finde die Idee jedenfalls gut, höchstens fünf Minuten von dir entfernt ist ja ein Minigolfplatz, hinten am Schwimmbad, außerdem soll morgen das Wetter auch gut sein, er ist also auf alle Fälle offen wenn es nicht regnet, und Regen ist keiner angesagt.«

»Fein, ich freue mich«, sagte sie. »Und wann kommst du vorbei?«

»Ich dachte so gegen Vier... Abends ist es ja noch lange hell, da können wir uns Zeit lassen, brauchen nicht zu hetzen.«

»Okay, dann so gegen Vier. Ist auch 'ne gute Zeit, morgen habe ich nur bis Zwölf Schule, kann ich sogar die Schularbeiten vor vier Uhr erledigen. Bist du eigentlich wieder in einer Telefonzelle?«

»Ja, und es stinkt mir im wahrsten Sinne des Wortes. Also nicht mit dir zu reden, das meine ich nicht, sondern der Geruch hier...«

»Dann wäre es am besten wenn wir das Gespräch jetzt beenden«, meinte Rhea. »Wenn es stinkt hätte ich auch keinen Bock lange zu reden. Da habe ich es hier besser, hier im Flur stinkt es nicht. Wir können uns ja morgen jede Menge erzählen.«

»Finde ich auch. Außerdem ist es hier mächtig eng, wie in einer Umkleidekabine vom Schwimmbad, noch nicht einmal setzen kann man sich hier und dauernd glotzen mich Leute an als hätte ich siebenundachtzig Köpfe.«

»Hihi, sei beruhigt, so viele hast du nicht, eher nur einen... Hihi... Tschöö Rainer, bis Morgen!«

»Ja, tschöö Rhea, ich freue mich auf Morgen, wird bestimmt gut!«, sagte ich und legte auf.

Nachdem ich fast fluchtartig die enge Kabine verlassen hatte erfüllte mich schlagartig brennende Vorfreude auf den nächsten Tag, eine Vorfreude, die erst von Gedanken an stenografische Kürzel geschmälert wurde, als ich Minuten später die Treppen zur elterlichen Wohnung hinauf eilte.

»Na ja, da muss ich jetzt durch!«, dachte ich mir.

Als Rhea nur Sekunden später auf mich zukam, lächelte sie immer noch und in ihren Augen spiegelte sich das Bewusstsein des Sieges wieder. Sie nahm mir die kleine Schreibunterlage mit den beiden Spielzetteln aus der Hand und addierte schnell die Zahlenkolonnen.

»Ich habe eindeutig gewonnen, weitaus weniger Schläge gebraucht als du!«, stellte sie immer noch lächelnd fest.

»Ich habe damit gerechnet klar zu unterliegen, denn Minigolf war noch nie meine Stärke«, meinte ich entschuldigend. »Am liebsten spiele ich Fußball, das kann ich am besten, aber auch Sackhüpfen ist nicht schlecht, für diesen Sport empfinde ich eine leichte Schwäche und schaue mir im Fernsehen immer die Live-Übertragungen an.«

Sie schaute mich einen kleinen Moment fassungslos an, um dann zu begreifen, dass es sich um einen Gag handelte und begann laut zu lachen.

Es gefiel mir sie lachen zu hören, denn wie so oft sagte ich etwas vermeintlich Lustiges nur aus diesem Grund. Die Art ihres verbalen Heiterkeitsausbruches mochte ich, es war nicht zu laut, aber auch nicht zu leise, und zeugte klar davon, dass es eindeutig die Folge eines

Gefühls der Belustigung war, welches in keinster Weise erzwungen oder gekünstelt wirkte.

Ich hob meinen schwarzen Helm, wie bei vielen Bahnen vorher auch, von einer Rasenfläche auf, welche die Bahn wie ein schützender Ring umgab. Während ich mich bückte, verharrte Rhea einen Augenblick, um dann zusammen mit mir zu dem kleinen Holzhäuschen zu gehen, in dem man Schläger, Spielzettel und Ball in Empfang nahm und nach Gebrauch wieder abgab. Nachdem wir uns des Geliehenen weisungsgerecht entledigt hatten, verließen wir die an einem Hang liegende Anlage, stiegen eine kleine Treppe empor und schlugen zielstrebig zusammen den kürzesten Weg in Richtung ihres Wohnhauses ein. Selbiger führte nicht durch das Herz der Stadt, jenes durch die bunten Warenauslagen der Geschäfte und von einer ständigen Geräuschkulisse geprägtes Erscheinungsbild, welches für einen dauerhaften Reiz der Sinne sorgte, Nein, die Route führte durch Nebenstraßen und enge Gassen, die einem Ortsunkundigen sicherlich verwirrend erscheinen mussten, einem Anwohner jedoch vertraut waren.

»Schon bei der dritten Bahn wusste ich, dass ich gewinnen würde«, sagte Rhea rückblickend. »Die ersten zwei sind ja recht leicht und einfach, aber bei der dritten wird es schon schwieriger. Weißt du, früher war ich oft hier, fast jedes Wochenende, immer mit meinen Eltern, mein Vater ist richtig minigolfverrückt, ich glaube, am liebsten würde er stundenlang spielen, jeden Tag. Also, ich meine, da ich soviel Übung habe ist es natürlich kein Wunder, dass ich gewonnen habe.«

Schweigend nickte ich. Etwas in dieser Richtung hatte ich mir auch schon gedacht, denn so klar und deutlich hatte ich bisher noch nie beim Minigolf verloren. Zwar hatte ich schon öfter gegen gleichaltrige Bekannte gespielt und wurde dabei jedes Mal letzter, aber nie unterlag ich mit einer derartig gravierenden und deklassierenden Diskrepanz zum Erstplatzierten.

»Na ja, ist ja nur ein Spiel, eine Art Zeitvertreib ohne größere Bedeutung. Fast die ganze Zeit über musste ich an Morgen denken, den Maschinenkurs, ich bin ja so aufgeregt, weißt du, Morgen sollen die ersten richtigen Textübungen kommen, so prüfungsmäßig, wie eine Klassenarbeit in der Schule, die Anschlagzahl wird ermittelt und etwaige Fehler davon abgezogen. Das finde ich richtig und wichtig für mich, so weiß ich wenigstens, wo ich leistungsmäßig stehe und wo meine Schwächen an der Maschine sind, bei welchen Tasten ich besondere Probleme habe und so. Außerdem meine ich, dass ein solcher Test schon lange überfällig ist, ich hätte ihn am liebsten schon letzte Woche gemacht. Mittlerweile geht der Kurs schon über zwei Monate, am Anfang standen die Buchstaben und man musste lernen die richtigen Tasten in der richtigen Reihenfolge zu drücken, alles blind versteht sich, also ohne auf das Blatt oder die Tasten zu schauen, und

vor drei Wochen kamen noch die Zahlen über den Buchstaben hinzu, das ist echt schwierig, voll blind in die zweite Reihe zu greifen um dort die richtige Taste zu drücken. Aber nach einer Woche konnte ich es, machte kaum noch Fehler, gerne hätte ich einen richtigen Text probiert. Mit Sicherheit hätte ich es zu Hause versucht, wenn ich eine Schreibmaschine besäße, aber so blieb mir nichts anderes übrig als mitzumachen und abzuwarten, und die in meinen Augen immer komischer wirkenden Übungen wie »Wirsing 1978« oder »12. Artikel« immer wieder aufs Neue zu tippen. In einem Text machen solche Worte sicherlich Sinn, aber für sich alleine stehend und endlos wiederholt wirken sie schon recht seltsam und die Tipperei ist auch langweilig...«

Wortlos hörte ich zu, folgte ihren mir recht interessant erscheinenden Ausführungen, obwohl mir einige befremdliche Fragen durch den Kopf gingen, a' la >Wenn es der zwölfte Wirsing des Jahres war, wie schmeckt dann der dreizehnte?< oder >Welches wäre die beste Bauweise einer Minigolfanlage für Blinde?<.

Aber derartige Gedanken waren mir nicht neu, ich kannte die Neigung meines Gehirns zu mitunter sehr komischen Assoziationen und recht seltsam wirkenden Fragen, und ich hatte mir angewöhnt, mich solchen Dingen nicht allzu lange zu widmen und sie nach nur wenigen Sekunden in den geistigen Mülleimer zu werfen.

Um auf andere Gedanken zu kommen, mein Gehirn an der ständigen Produktion mentalen Unrats zu hindern, konzentrierte ich mich auf die Umgebung, und jenes Unterfangen fiel mir leicht, da sich meine Aufmerksamkeit automatisch auf eine dreiköpfige, uns entgegenkommende Gruppe junger Menschen männlichen Geschlechts richtete.

Sie waren etwa in unserem Alter, vielleicht sogar ein oder zwei Jahre jünger als wir, wer weiß, und alle ungefähr so groß gewachsen wie meine Person – Also circa 1,75 Meter. Hierbei von Größe zu sprechen wirkte sicherlich lächerlich, aber es war die durchschnittliche Körperhöhe von männlichen Erwachsenen meiner Generation – nicht besonders kräftig, schwarzhaarig und von dunklem Teint, was auf eine Herkunft aus südlichen Ländern schließen ließ. Während der zuhinterst gehende junge Mann uns kaum beachtete, in seine eigenen Gedanken versunken schien und seine Miene die für viele Passanten typische Mischung aus einer auf ein Mindestmaß reduzierten Aufmerksamkeit und einer Spur von Langeweile widerspiegelte, schauten mich die anderen beiden genauer an. Sie waren sichtlich um einen grimmigen Gesichtsausdruck bemüht und betonten durch die Art ihres Ganges einen körpersprachlichen Ausdruck, der Stärke symbolisieren sollte. Besonders der Blick des Zuvorderstgehenden ruhte merklich auf mir, ich spürte wie er mich taxierte, meine Körperkräfte und den durch die Körperhaltung zum Ausdruck gebrachten Willen einschätzte. Sichtlich

versuchte er zu ergründen ob es sich bei meiner Person um jemanden handelte der im Fall einer Konfrontation ein leichtes Opfer darstellen würde welches sich allein durch Imponiergehabe einschüchtern lassen könnte, oder ob ich in einer solchen Situation Willens wäre mich zu wehren. Ein derartiges Verhalten war mir nicht neu, es war unter den männlichen Heranwachsenden Usus, in den von ihnen bewohnten Gebieten locker zusammenhängende Gruppen oder straff organisierte Banden zu bilden, die ihre Umgebung als ihr Revier betrachteten und jeglichen männlichen Besucher ihrer Altersgruppe als einen Eindringling ansahen und entsprechend reagierten. In den Vormonaten hatte ich schon des Öfteren von Bekannten gehört, dass sie – naiv und von dem Glauben beseelt, sich keinerlei Gefahr auszusetzen – ein Mädchen in einem anderen Ortsteil besuchten, dort mit niemanden sprachen und trotzdem von ortsansässigen männlichen Jugendlichen zusammengeschlagen wurden, nur weil schon ihre Anwesenheit als Provokation angesehen wurde.

Diese Erfahrungen anderer bestimmten natürlich mein Handeln, es war einmal vorgekommen, dass ich im Jugendzentrum ein junges Mädchen kennenlernte, welche ich mochte und sehr attraktiv fand, ich wollte sie besuchen und fragte sie nach ihrer Adresse, doch als sie mir diese nannte, verwarf ich im Geiste alle Besuchspläne, denn die Straße lag in einem Stadtteil der von osteuropäischen Einwanderern dominiert wurde, und deren männliche Jugendliche waren allgemein bekannt dafür, dass sie sich besonders gern in Banden zusammenschlossen welche durch extreme Aggressivität auffielen. Mittlerweile gehörte es zu meinen instinktiven Gewohnheiten, ähnlich wie das Anziehen der Schuhe beim Vorhaben das Haus zu verlassen, vor dem Besuch eines anderen Stadtteils mein Wissen über die Verhältnisse dort zu bedenken oder gegebenenfalls einen anderen Menschen um Rat zu fragen. Ebenfalls hatte ich mir angewöhnt, beim Durchschreiten eines solchen »gefährlichen Gebiets« den Kontakt zu Menschengruppen von Gleichaltrigen zu meiden, da ein solcher in der Regel Schmerzen bedeutete und solche galt es zu vermeiden. Glücklicherweise galten die Innenstädte eines jeden Ortes, die in der Regel keine Wohngebiete, sondern reine Einkaufszonen waren, als neutrales Gebiet, in diesen konnte man sich recht gefahrlos und ohne besonders umsichtig zu sein bewegen, was mein instinktives Verhalten dahingehend beeinflusste, dass ich gerne die Innenstädte anderer Orte aufsuchte, aber Wohngebiete scheute.

Als die jungen Männer immer näher kamen, erschien mir die Möglichkeit durch mein Erscheinen eine unsichtbare Grenze überschritten und mutwillig fremdes Territorium verletzt zu haben als durchaus plausibel. Hierbei war ich mir allerdings nicht sicher, bei den Entgegenkommenden konnte es sich genauso gut um in einem anderen

Stadtteil beheimatete Menschen handeln, die ebenso wie ich fremdes Gebiet durchschritten und auf dem Weg in die Innenstadt waren.

Infolgedessen dominierte mich eine diffuse Furcht der Ungewissheit angesichts der Gegebenheiten meines Aufenthaltsortes. Für alle Fälle und besonders für den Fall eines Angriffs umklammerte ich fest das Kinnstück meines Helms, gewillt, diesen wenn es notwendig wurde als Waffe zu benutzen und damit zuzuschlagen.

Aber zum Glück erwiesen sich meine Befürchtungen als übertrieben, zählten die jungen Männer zu in einem anderen Stadtteil beheimateten Menschen, die ebenso wie ich fremdes Gebiet durchschritten und auf dem Weg in die Innenstadt waren. Jedenfalls blieben mir in dem Moment als sie an uns vorbeigingem jegliche verbale Zurechtweisungen oder eine spontane Demonstration extrovertierter körpersprachlicher Stilmittel erspart. Aber völlig grundlos waren meine Annahmen nicht, was mir ihr Verhalten zeigte. Zu den ungeschriebenen Regeln männlicher Jugendlicher gehörte es, automatisch nachzugeben, wenn einem an der Seite einer jungen Frau gehender junger Mann entgegenkam und der Fußweg zu schmal war um allen Menschen genügend Platz zu bieten. Die ausschließlich männliche Gruppe sah sich in der Pflicht auszuweichen, die vorher nebeneinandergehenden Geschlechtsgenossen gingen hintereinander und schufen genug Raum für ein problemloses Vorübergehen. Verständlicherweise wollte ein jeder der Gruppe nicht durch egoistisches Gehabe der Grund dafür sein, dass sich der Mann genötigt sah, die Position hinter oder vor der Frau einzunehmen.

Ein solches Verhalten zeigte nur der an letzter Position gehende, gelangweilt wirkende junge Mann, der für die Dauer des Vorbeischreitens die unbefahrene Fahrbahn betrat, um Rhea und mir den benötigten Platz zu gewährleisten. Die anderen beiden – zuvorderst jener junge Mann, den ich als den Anführer ansah – setzten unbeirrt, als ob sie uns nicht gesehen hätten, ihren Weg fort, als würde der Erste welcher mir am nächsten war erwarten, dass es meine Aufgabe sei, Platz zu machen und freiwillig vor oder hinter Rhea zu gehen. Offensichtlich handelte es sich um eine Spielart der Provokation, ich sollte durch meinen freiwilligen Stellungswechsel klar zeigen, dass ich zum Nachgeben bereit war, die Stärke des Anderen akzeptierte. Da ich in dieser Situation in keinsten Weise solche Gedanken hegte, blieb ich an Rheas Seite, nahm nicht den Platz hinter ihr ein, so dass es reichlich eng wurde als der erste an mir vorbeisritt und sich unsere Ärmel fast streiften.

Hierin sah ich den Gipfel der Provokation, ein mutwilliges Überschreiten der dem Menschen eigenen Sicherheitszone, eine Art unsichtbarer Hülle die jeden umgab. Die unsichtbare Grenze dorthin zu überschreiten bedeutete entweder den Wunsch nach körperlichen Zärtlichkeiten oder einen gezielten Angriff auf die körperliche

Integrität des Gegenübers. Da diese Person nicht den Eindruck in mir erweckte von dem Wunsch nach Zärtlichkeiten mir gegenüber getrieben zu sein, war mit ziemlicher Sicherheit letztere Intention zu vermuten. Trotzdem blieb ich ruhig und still, froh darüber, dass sich der unangenehme Zwischenfall auf eine geringe Spielart der Provokation beschränkte.

Rhea redete immer noch, und in mir entstand langsam der Verdacht, dass sie das unliebsame Intermezzo der Machtdemonstration überhaupt nicht wahrgenommen hatte, ihr die wahre Bedeutung der nur sekundenlangen Konfrontation verborgen geblieben war.

»...zwischen uns hergegangen und hat mit einer Art Trommel den Takt vorgegeben. Ich fand es schon seltsam, dass ein Mensch ständig zwischen uns hin- und herlief, im Takt eine Trommel schlug und sich beständig wiederholend >Aah, Ess, Deh, Eff, Jott, Kah, Ell, Öh< rief. Aber am Anfang ist es hilfreich nach einem festen Takt vorzugehen, sich einen solchen nicht selbst geben zu müssen. In den ersten Wochen hatte ich jedenfalls Schwierigkeiten mit den kleinen Fingern, diese wollten einfach nicht so wie ich wollte. Aber jetzt...«

Mit einem Gefühl der Erleichterung registrierte ich, dass wir inzwischen den Stadtteil, in dem die Minigolfbahn lag, verlassen hatten, und uns auf einem mir recht gefahrlos erscheinenden Terrain bewegten, in dem Ortsteil, in welchem ihre Wohnung zu finden war.

»...wenn man ständig Tasten drücken muss sind lange Fingernägel natürlich völlig fehl am Platze. Solche stören dauernd, wenn man an der Schreibmaschine arbeitet. Gewiss, mit der Zeit geht's, aber dafür ist einiges an Übung nötig. Diese Erfahrung habe ich in den ersten Kursstunden so oft machen müssen, dass ich es irgendwann leid war und meine schönen langen Fingernägel abschnitt. Ich wusste ja, dass ich nicht für immer derartig stummelige Finger haben muss, irgendwann lasse ich sie wieder wachsen, auf alle Fälle, aber im Moment ist mir Maschineschreiben lernen einfach wichtiger. Am Anfang hatte ich die größten Schwierigkeiten mit dem blind schreiben. Ich meine, es ist doch normal, dass man ab und zu auf die Finger schaut wenn man mit den Händen etwas macht. Das tat ich am Anfang auch, was wir aber vermeiden sollten, wie meine Lehrerin meinte. Also musste ich lernen diesen Impuls zu unterdrücken. Mittlerweile geht es automatisch, und ich kann mir nicht mehr vorstellen am Anfang...«

Da wir schon über zehn Minuten unterwegs waren, bogen wir gemeinsam und einem unausgesprochenen Einvernehmen folgend in eine kleine Sackgasse ab, die natürlich abrupt endete, aber vor der ein noch kleinerer, nur von Fußgängern nutzbarer Hohlweg weiterführte und wir uns derartig ihrem Wohnhaus von der anderen Seite nähern konnten. In diesem Moment tangierte mich der Impuls, ihre Hand zu greifen und ohne darauf zu schauen beständig festzuhalten, aber

gleichzeitig warnte eine innere Stimme vor einem Gefühl der Peinlichkeit, und ähnlich wie im Kino, als ich den Wunsch hatte den Arm um sie zu legen, schreckte ich vor einer derartigen Grenzüberschreitung zurück. An dem schmiedeeisernen Tor vor dem Hof zu ihrem Wohnhaus blieben wir stehen, ihre Ausführungen zu den Anforderungen des morgigen Tages versiegt und sie schaute auf ihre Armbanduhr.

»Ich muss sofort rein«, sagte sie und schaute mich an.

»Ich fand es heute toll, besonders weil ich so lange mit dir zusammen sein konnte...«, meinte Rhea, verzichtete auf weitere Ausführungen, während ihr Blick sichtlich deutliche Erwartung ausdrückte. Jener spiegelte, so schien es mir, ihre zur Zeit am stärksten empfundenen Gefühle wider, ich las in ihren braunen Augen Vertrauen, Zuneigung sowie den Wunsch mehr in der geschilderten Richtung zu erleben, und da ich ebenso empfand, steigerte sich mein Vertrauen in sie und mein Mut gleichzeitig. Schweigend machte ich anstatt in Richtung des Hofes zu gehen einen Schritt auf sie zu, und nahm mit einem Hauch von Genugtuung wahr, dass sie sich nicht wie erwartet dem Tor zuwandte, sondern stehen blieb, nach außen hin sichtlich locker wirkte aber wahrscheinlich von drängender Neugier erfüllt war und ruhig abwartete.

Obwohl es mit ziemlicher Sicherheit nur drei oder vier Sekunden her war dass die letzten Worte fielen, kam mir jener Moment des Schweigens unendlich lang vor, als wären seitdem mehrere Minuten oder gar eine viertel Stunde vergangen. Während mein Zeitgefühl mir einen erneuten Streich spielte, meine Umgebung bis auf Rhea vor mir in völliger Bewegungslosigkeit zu erstarren schien, es außer ihr und mir anscheinend kein zu einer Regung fähiges Lebewesen mehr gab, schaute ich ihr unverwandt in die Augen. Mir war, als würde ich von einer unsichtbaren Macht dazu gezwungen. Obwohl das Bewusstsein sich Zwängen gegenwehrlos zu beugen in keinsten Weise meinem Charakter entsprach, leistete ich keinerlei inneren Widerstand, empfand ich berauschende Freude in dem Bewusstsein einer willentlichen Schwäche, denn ich wusste genau damit einen immensen inneren Wunsch nachzugeben.

Ihr Blick wurde fordernder während ihre Körperhaltung verstärkt Erwartung ausdrückte, und als sich das Kinn hob und sich ihr Gesicht mir nur unmerklich gering entgegenreckte, wusste ich, dass es der beste Moment war, alle mir zur Verfügung stehenden Mutreste zusammenzunehmen und zu einer entschlossenen Handlung zu bündeln. Ich dachte an lang zurückliegende Szenen aus meiner Kindheit, an Momente die eine gleichartige Entschlossenheit erforderten. Fast immer legte ich damals eine solche Selbstüberwindungsfähigkeit an den Tag, wenn es galt, zum Beispiel so manchen gewaltig erscheinenden Höhenunterschied springend

zurückzulegen oder waghalsig mit dem Fahrrad einen steilen Abhang herunterzufahren. Auch fielen mir oft erlebte Situationen aus der jüngsten Vergangenheit ein, deren Umstände es erforderlich machten, einen Raum oder Ort zu betreten, in dem höchstwahrscheinlich Gegner zu erwarten waren.

Gewiss, die Situation unterschied sich etwas von den bisher erlebten, gravierende Höhenunterschiede und gewaltbereite Mitmenschen männlichen Geschlechts ließen sich nur schwer mit einer zärtlichkeitserwartenden jungen Frau vergleichen, aber diesen Situationen war es gleich, dass sie Mut verlangten, Mut um die eigenen, diffusen Ängste zu überwinden.

In dem Bewusstsein, charakterlich zu einer solchen Selbstüberwindung fähig zu sein, sagte ich mir »Jetzt oder nie«, gab mir einen Ruck, überwand die letzten Barrieren der Hemmnis, fasste ihre Schultern entschlossen mit einem dennoch zärtlichen Griff und presste meine Lippen auf die ihren. Die Berührung unserer Münder dauerte nur eine, höchstens zwei Sekunden, aber trotzdem brannte sich das Erlebnis wie ein ewiges Bild in mein Gedächtnis. Noch nie hatte ich eine Frau derartig geküsst, aber ich wusste, dass ich die Süße des Augenblicks, das Gefühl des Genusses von Wärme und Weichheit nie mehr missen wollte und ich den Wunsch nach einer Steigerung des Empfindens verspürte.

Als sich unsere Lippen voneinander lösten, sagte ich schnell und hastig »Tschöö« zu der lächelnden Rhea, drehte mich rasch um und eilte zu meinem Mofa, obwohl ich merklich das Verlangen nach einer Wiederholung des Erlebten verspürte.

Nur wenige Minuten später fuhr ich mit – wie es mir schien – beträchtlicher Geschwindigkeit gen heimischer Siedlung. In meinem Gehirn herrschte ein ständiges Brodeln, die Gedanken drohten sich zu überschlagen und drehten sich nur um ein Thema, um die zusammen mit Rhea erlebten Ereignisse des Tages und diesen abschließenden Kuss, welcher zwar real gesehen nur flüchtiger Natur war, aber für mich etwas Besonderes und Gewaltiges darstellte. Mich erfüllte eine derartige Woge des Hochgefühls angesichts des prägenden Ereignisses, dass ich sogar den konzentrationsbedingten Anforderungen im Straßenverkehr nur rein instinktiv nachkam. Mechanisch und ohne es richtig wahrzunehmen überholte ich zum Beispiel einen anderen jugendlichen Mofafahrer, ein Ereignis, das mich noch vor einer Woche mit Freude erfüllt hätte, nun aber vom Gehirn in die Kategorie »Belanglosigkeiten« eingeordnet wurde.

Ich dachte an die Erzählungen meiner Bekannten zurück, die der Meinung waren, dass die Frage »Willst du mit mir gehen?«, gestellt im richtigen Moment, zwingend nötig war. Obwohl Zweifel an mir nagten, die mir sagten, dass ich ein wichtiges Detail in der Laune des Moments willentlich nicht beachtete, warf ich diese Zweifel schnell über das

gedankliche Bord und gab mich dem beherrschenden Hochgefühl der Freude hin. Ich sagte mir, dass eine solche Frage rein rhetorisch und nicht wirklich nötig war.

Meiner Meinung nach sagte ein einfacher Kuss viel mehr als tausend Worte.

- 5 -

»You ain't seen nothing yet«, dröhnte eine laute Stimme aus den Boxen, die einzelnen Silben wurden in keinsten Weise wie für das Singen typisch gedehnt und langgezogen, der Wortvortrag erfolgte in einer Art von Sprechgesang, konnte derartig ebenso gut in einer Unterhaltung gesagt werden, und nur die unterlegte Musik erinnerte daran, dass der Satz zu dem Gesang gehörte und Bestandteil eines Liedtextes war.

Freudige Erwartung erfüllte mich, da ich wusste, dass den Abschluss der Refrainzeile zwei einfach gespielte Akkorde auf der Gitarre bildeten, bei denen alle sechs Saiten gleichzeitig angeschlagen wurden und die Töne aufgrund des angeschlossenen Verzerrers irgendwie sägend, besonders hart und aggressiv wirkten. Leider waren solche Klänge nur selten zu hören, in der gängigen Popmusik kamen Gitarren kaum zum Einsatz, und die meisten der Rockgitarristen bewiesen mit auf einzelnen Saiten gespielten Melodien ihre Beherrschung des Instruments. Gleichzeitig angeschlagene Saiten waren in der Regel ein Zeichen dafür, dass sich der Musiker noch in einer Lernphase befand und seinem Wissen entsprechende einfache Spielarten bevorzugte. Es waren nur zwei Akkorde, deren Spieldauer höchstens eine Sekunde betrug, aber trotzdem hallten sie in mir nach, wurden in der Erinnerung ständig wiederholt und ich freute mich, das Lied in einem Partykeller zu hören.

Fast automatisch fiel mein Blick auf die tanzenden Menschen vor mir, es waren nur wenige, genau sieben Menschen die sich in rhythmischen Bewegungen versuchten. Sie gehörten beiden Geschlechtern an, es waren vier junge Männer und drei ebenso junge Frauen, aber am auffallendsten war die Tatsache, dass sich die Mitglieder der einzelnen Gruppierungen in ihrem Äußeren ähnelten. Genau wie meine waren die Haare der jungen Männer meist schulterlang und mitttelgescheitelt, sie bevorzugten Jeansjacken und ihre Füße steckten in halbhohen, meist braunen oder schwarzen Cowboystiefeln. Ungefähr die Hälfte von ihnen trug einen

Oberlippenbart, in der Regel sorgfältig gestutzt, so als gedachten sie der Umgebung zu beweisen, dass bei ihnen die Pubertät und somit auch der damit einhergehende Bartwuchs eingesetzt hatten. Oft wollte bei mir der Eindruck nicht weichen, dass sie den Bereich unterhalb der Nase seit dem Zeitpunkt als dort die ersten Haare sprossen von einer Entfernung derselben ausschlossen, obwohl es allgemein bekannt war, dass eine Rasur den Bartwuchs verstärkte. Auch bei mir lag der Zeitpunkt der ersten Rasur schon fast ein Jahr zurück, als ich den Wunsch verspürte, der Entstellung des Gesichts durch den zunehmenden zarten Flaum entschlossen entgegenzutreten. Seitdem rasierte ich mich regelmäßig alle drei Tage, natürlich auch die Oberlippe, da ich Bärte im Allgemeinen und Oberlippenbärte im Besonderen nicht mochte.

Bei den Frauen beschränkten sich die äußerlichen Gemeinsamkeiten auf die Frisur, alle hatten lockige, auf die Schultern fallende Haare. Da sich die Haare vieler Frauen zu großen Spiralen drehten und es eher selten der Fall war, dass sich solche auf natürliche Art beim Wachsen bildeten, vermutete ich eine nachträglich auf künstlichem Weg herbeigeführte Änderung, was durch die Haarpracht einer der Tänzerinnen belegt wurde, deren Haare nachgewachsen waren und deren Locken nahtlos in ungefähr zehn Zentimeter langes, glattes und enganliegendes Haar übergingen.

Am deutlichsten unterschieden sich beide Geschlechter am praktizierten Tanzstil. Während die jungen Männer merklich unbeholfener wirkten, sich wie Untote ruckartig bewegten und ihre Vorstellung Assoziationen zu den choreografischen Leistungen tapsiger Tanzbären weckte, erzeugte der Anblick der Menschen weiblichen Geschlechts ein harmonischeres Bild, da sie durch ihre Bewegungen weitaus besser und glaubhafter die durch die Töne ausgedrückten Gefühle darstellen konnten. Dieses gelang ihnen natürlich je nach Talent und Veranlagung unterschiedlich, der Tanz zweier Frauen stellte ein besonders gutes Beispiel dafür dar. Während sich die eine besonders harmonisch zu den Klängen bewegte, versuchte die andere anscheinend auf der Stelle zu laufen, was an eine Person auf einem Laufband erinnerte.

Ich beobachtete, wie sich ein besonders kräftiger Oberlippenbartträger den drei hübschen Frauen tänzerisch näherte, um – da jeder Mensch für sich tanzte – einen Erstkontakt auf diese Art und Weise herzustellen. Diese Taktik war mir bekannt, schon des Öfteren hatten meine Bekannten die Vorgehensweise des »antanzens« erwähnt, die mit Sicherheit eine Alternative zu dem oft doch recht peinlichen Ansprechen darstellte.

Just in diesem Moment wurden meine Gedanken auf die Örtlichkeit gelenkt in der Rhea und ich uns befanden. Es handelte sich um einen als Partykeller hergerichteten Raum im Untergeschoss des

Wohnhauses eines meiner Bekannten. Fast jeder, dessen Eltern ein eigenes Haus besaßen, hegte in diesem Alter den Wunsch, einen solchen einzurichten. Das allerwichtigste des Raumes war eine ausreichend dimensionierte Tanzfläche sowie eine leistungsstarke Anlage. In vielen Partykellern beschränkten sich die Sitzmöglichkeiten auf übereinandergestapelte, dreiteilige Matratzen, seltener waren in solchen Tische, Stühle oder eine richtige Theke zu finden. Der Zweck eines Partyraumes war jedem klar, auch wenn niemand ein Wort darüber verlor. Dort stattfindende Feten dienten der Erleichterung des Kontaktes zwischen Menschen unterschiedlichen Geschlechts. Durch die Musik und die ausgeschenkten Getränke sollte eine lockere Atmosphäre geschaffen werden, die Art der Sitzmöbel für automatische Nähe sorgen; deshalb waren in solchen Räumen auch eher Matratzen oder ähnliche Sitzgelegenheiten zu finden als distanzfördernde Stühle.

Als ich diesen Freitag mich über das direkt nach der Schule beginnende Wochenende freute, zu meinen Bekannten fuhr, dort einige Leute antraf und mir einer von einem gemeinsamen anderen Bekannten erzählte, der an diesem Abend eine Party zu veranstalten plante, rief ich direkt am Nachmittag Rhea an, teilte ihr die Information mit und fragte ob sie Lust hätte mit mir dorthin zu gehen. Sie stimmte mir freudig zu und betonte ihr Interesse wortreich, fragte sich laut, was sie anziehen solle und ich versprach, am frühen Abend bei ihr vorbei zu kommen und sie abzuholen. Nachdem ich später am Tag nach Zurücklegung des Weges bei ihr klingelte und sie sich mir anschloss, ließ ich wie vorher abgesprochen das Mofa abgeschlossen vor ihrem Haus stehen und wir nahmen den etwa fünfzehnminütigen Fußmarsch in Angriff. Wir gingen ohne uns zu berühren nebeneinander, sie erzählte mir von ihren Erlebnissen des Vortages, bei denen natürlich der Schreibmaschinenkursus in der Volkshochschule und der dortige erste Volltext-Test im Vordergrund standen. Sie gehörte zwar nicht zu den fünf besten Kursteilnehmern und ich merkte ihr die Enttäuschung über diese Tatsache an, aber dennoch überwog ihre Freude angesichts des Bewusstseins, zu den im maschineschreiben fittesten im oberen Leistungsdrittel zu zählen. Während sie über Anschlagzahlen und ihre Schwierigkeiten bei Sonderzeichen erzählte, wurde das Verlangen, einfach und wortlos ihre Hand zu greifen und festzuhalten beständig fordernder in mir.

Schließlich gab ich mir einen Ruck, überwand meine steten Ängste vor Zurückweisung und ergriff in einem mir passend erscheinenden Augenblick ihre Hand, verdrängte alle Überlegungen und Fragen daran, ob es denn die richtige Aktion wäre. Ich spürte die angenehme Wärme der Handfläche, und als sie ohne ihren Redefluss zu unterbrechen ihre Finger mit meinen verschränkte, merkte ich, dass sie es auch wollte, sie zumindest mit einem solchen Gedanken gespielt hatte, und mich erfüllte ein Gefühl von Zufriedenheit und Freude angesichts ihres

Entgegenkommens. Den Rest des Weges über hielt ich ihre Hand, und ich kam mir dabei nicht im geringsten wie ein geduldetes Anhängsel vor, das Gegenteil war der Fall, ich war froh, auf diese Art und Weise Verbundenheit zu einem Menschen zeigen zu können. Auch war mir klar, dass wenn ich allein unterwegs gewesen wäre, mir ein fünfzehnminütiger Fußmarsch mit ziemlicher Sicherheit sehr lang und andauernd vorgekommen wäre, nun erschien mir in ihrer Anwesenheit der Weg sehr kurz, als umfasste er nur einen Bruchteil der Strecke, dessen Zurücklegung nur einen kurzen Moment dauerte. Erst als das Haus des Gastgebers in Sicht kam, und wir uns der Eingangstür näherten, löste ich meinen Griff mit einem Gefühl des Verlustes.

Ich nippte an dem vor mir stehenden kalten Getränk, trank nicht viel, benetzte nur meine Lippen und feuchtete die Kehle etwas an. Als wir den Raum betraten, spielte ich zuerst mit dem Gedanken, mir ein Bier zu nehmen, weil mir dieses Getränk einfach besser schmeckte als Coca-Cola, unterließ es aber, da mir sofort einfiel, dass ich heute Abend noch Mofa fahren wollte. Gewiss, ein Glas Bier war im Rahmen des Erlaubten und hätte keine großartigen Auswirkungen auf meine Fahrtüchtigkeit gehabt, aber da ich meine Prinzipien hatte zu denen gehörte Biergenuss und Mofafahren strikt zu trennen entschied ich mich für eine Cola. Zwar musste man sie sich selbst einschenken, aber sie hatte wenigstens die richtige Temperatur, was die vor Kälte beschlagenen Flaschen bewiesen.

In den ersten ein oder zwei Stunden dort waren Rhea und ich recht gehemmt, redeten mit niemandem außer miteinander und wagten nicht auf die Tanzfläche zu gehen, da wir bis auf den Gastgeber höchstens zwei oder drei Personen der fast zwei Dutzend Anwesenden kannten.

Zum zweiten Mal hintereinander führte ich das Glas an die Lippen, trank etwas mehr als vorher, und als ich die prickelnde Flüssigkeit herunterschluckte betrachtete ich wie so viele Mal in den letzten Stunden Rhea, die für mich die schönste Frau des Abends war. Es lag mit Sicherheit nicht daran, dass sie sich extra für diesen Anlass mit besonderer Sorgfalt zurecht gemacht und ihrer Meinung nach ihre natürliche Attraktivität zusätzlich unterstreichende Kleidungsstücke angelegt hatte. Als Oberteil hatte sie einen dunkelblauen Sweater gewählt, den sie, so sagte sie vor knapp einer Stunde, am elegantesten von allen zur Auswahl stehenden langärmeligen aber dennoch dünnen Pullovern fand. Ihre Füße steckten in blütenweißen, knöchelhohen Sportschuhen, die von einem sehr teuren Hersteller stammten und deswegen einen recht seltenen Anblick boten. Dasselbe konnte man von ihrer Jeans sagen, welche eine schwarze Farbe aufwies und sich dadurch von den üblichen blauen Jeanshosen aller anderen Partybesucher deutlich abhob. Am meisten stach mir ins Auge, dass sie sich merklich stärker geschminkt hatte als bei unserem ersten Treffen. Ihre Lippen wirkten roter, genauer gesagt dunkelrot, der Lidschatten

dunkler, um die Augen noch größer wirken zu lassen und das mehr von Rouge auf ihren Wangen war stellenweise sichtbar, bewirkte, dass ihre schon von Natur aus dunkle Haut noch brauner wirkte. Ebenfalls deutlich sichtbar war ein erst wenige Stunden zurückliegendes waschen der Haare, und wie es bei frischgewaschenen und –getrockneten Haaren üblich war, lagen sie merklich leichter aufeinander, wirkten erfrischend luftig und gaben der Frisur mehr Form. Sogar die Art des von ihr bei der Haarwäsche benutzten Shampoos konnte ich sagen ohne in irgendeiner Weise einer Vermutung anheim zu fallen. Von Zeit zu Zeit drang aus ihren Haaren ein Geruch von frisch geernteten Äpfeln herüber, den ich als sehr wohlriechend, gepaart mit einem Hauch von Würze, und angenehm empfand. Obwohl sie in ihren Augen ihr persönliches Erscheinungsbild merklich verbessert hatte, vermutete ich anhand des Bildes ihrer Körpersprache und der Art, wie sie sich gab, dass eine solche Steigerung in erster Linie ihrem eigenen Wohlgefühl dienen und weniger auf andere Menschen positiv wirken sollte. Zu jener Überzeugung kam ich, als ich sie mir ungeschminkt und in Lumpen gehüllt vorstellte, ich wusste, dass ich sie in so einem Falle immer noch extrem hübsch und attraktiv finden würde.

Natürlich hatte auch ich mich fein gemacht, oder besser gesagt was ich darunter verstand. Eine Stunde bevor ich zu Rhea fuhr hatte ich mir die Haare gewaschen und hoffte, dass meine Frisur durch das minutenlange Tragen eines enganliegenden Helms nicht allzu geplättet wirkte, und zusätzlich hatte ich die in meinen Augen beste Jeanshose angelegt – eines der wenigen Exemplare ohne Flecken oder Löcher. Am meisten erfüllte mich jedoch meine Oberbekleidung mit Stolz. Anstatt eines grauen oder schwarzen Sweat-Shirts, welche ich zugegebenermaßen auch recht unansehnlich fand, hatte ich ein selten getragenes lindgrünes Oberhemd gewählt. Grün war zwar nun nicht meine ausgesprochene Lieblingsfarbe, aber aus irgendeinem mir nicht mehr nachvollziehbaren Grund gefiel es mir in den letzten Wochen deshalb besonders gut. Um dessen Wirkung noch zu verstärken, hatte ich nach dem Anlegen der obligatorischen Jeansjacke den Kragen des Hemdes hochgeschlagen, und trug ihn nun, dem Zeitgeist und den Vorbildern aus »Saturday Night Fever« entsprechend, über dem der Jeansjacke.

Dass ich aufgrund einer simplen Outfitanpassung beileibe nicht der Meinung war, genauso gut tanzen zu können wie der Hauptdarsteller des genannten Films, wurde mir bewusst, als nach *Bachmann Turner Overdrive* (so hieß die Gruppe des Songs »You ain't seen nothing yet«) ein merklich langsames Stück lief und Rhea mich fragte, ob ich tanzen wolle.

Zuerst wollte ich verneinen, lieber den Tänzern zuschauen und neben Rhea sitzen als mit ihr eine völlig berührungsfreie Bewegungsabfolge öffentlich zu zelebrieren, als mein Blick auf die

Tanzfläche fiel. Diesmal wurde sie anstatt der üblichen Solotänzer ausschließlich von Paaren bevölkert, die sich im Takt der Musik langsam hin- und herwiegen. Die Frauen hatten die Arme um den Nacken des Mannes gelegt, während er sie an den Hüften hielt, es erweckte zwar den Eindruck, als führe er sie, aber in Wirklichkeit diente die Berührung keinesfalls der Führung sondern lediglich dem Zweck der Berührung an sich. Sofort bejahte ich ihre Frage und erhob mich. Dass sie mich ausgerechnet bei diesem Lied zu einem Tanz aufforderte und nicht bei den vielen schnelleren Songs zuvor, wertete ich als Ausdruck ihres Wunsches, mir körperlich näher kommen zu wollen, und da ich auch wollte, willigte ich freudig in ihren Vorschlag ein. Wie selbstverständlich ergriff sie meine Hand und wir gingen gemeinsam zur Tanzfläche, und ihre Hand in meiner zu spüren rief ein tiefes Gefühl der Verbundenheit in mir hervor.

Dort angekommen mischten wir uns sofort unter die Tänzer, und als sie mir die Arme um den Nacken legte und ich ihre Hüften ergriff wirkten wir wie ein weiteres Paar unter mehreren. Ich spürte die weiche Haut ihrer Unterarme an meinem Hals, die einander verschränkten Hände im Nacken, und hinzu kamen die Empfindungen meiner Hände, ich fühlte die Rundungen ihrer mir unsagbar schön erscheinenden Hüften und die langsamen, fast zögerlichen Bewegungen ihres Körpers. Jede einzelne Sekunde des Liedes genoss ich, ich wusste, dass dieser Moment in nur Minutenkurze unweigerlich enden würde, aber trotzdem wollte ich am liebsten, dass der Tanz unendlich andauerte, wenn es möglich war sogar bis zum Ende meines Lebens.

Aber so zu denken war natürlich völlig unrealistisch und entbahr jeder rationellen Grundlage, genauso wie unser »Tanz« mitnichten an rhythmische Bewegungen synchron zu harmonischen Tonfolgen erinnerte. Ich glaubte, jeder Volltrunkene der sich versehentlich auf die Tanzfläche verirrt, hätte eher als eine Prima Ballerina angesehen werden können als wir.

Aber nicht nur Rhea und ich legten eine choreografisch ungenügende Leistung auf das Parkett, auch die uns umgebenden Paare bewegten sich ähnlich unbeholfen. Einem außenstehenden Betrachter musste es bestimmt sofort klar sein, dass es hierbei nicht in erster Linie um gemeinsamen Musikgenuss gepaart mit dem Zeigen tänzerischer Leistungen ging, sondern um die Erfahrung gegenseitiger Nähe. Zum Ende des Liedes steigerte Rhea meine Empfindungen noch als sie ihren Kopf an meine Schulter legte und bis zum Ende des Liedes in dieser Stellung blieb. Erneut stieg mir der Geruch von frischen Äpfeln in die Nase, ich fühlte mich glücklich und freudig erregt ähnlich der Empfindungen eines halbverhungerten Menschen, der sich urplötzlich in einen blühenden Obstgarten versetzt sah, und wagte kaum mich zu bewegen, ja hielt sogar teilweise die Luft an, um ihr keinerlei Anlass zu bieten, die Position in Richtung weniger Kontakt zu verändern.

Als das Lied langsam endete, in zarten Tönen ausklang, nahm sie mich erneut bei der Hand und wir gingen zurück zu den improvisierten Sitzgelegenheiten aus übereinander gelegten Matratzen. Genau in dem Moment als wir Platz nahmen begann ein neues Lied. Eigentlich rechnete ich der Abwechslung halber mit etwas schnellerem, klar rockigem, aber zu meinem Erstaunen hatte sich das Tempo der Musik nicht geändert, auch der Folgesong war sehr langsam, mit melodischem, etwas traurigem Gesang. Die Töne erzeugten eine friedfertige Atmosphäre, verstärkten das Gefühl der Geborgenheit. Als ich sah, dass sich die Tanzfläche leerte, keine Einzeltänzer daraufhin in den Leerraum drängten und da sich fast alle Menschen zu Paaren zusammengefunden hatten, vermutete ich, dass die Art der Beschallung bewusst gewählt war, der Fetenveranstalter nicht mit einem aggressiven Lied die vorher erzeugte friedliche Stimmung willentlich verletzen wollte. Alle bestehenden oder frisch gebildeten Pärchen saßen oder lagen halb auf den Matratzen, zumeist in gerade beginnende Zärtlichkeiten vertieft, aus den Augenwinkeln sah ich nur eine einzige Einzelperson, einen jungen Mann in Jeansjacke mit Totenkopfaufnäher auf dem linken Ärmel, der mit einem leeren Bierglas in der Hand vorüberging und es offenbar auffüllen wollte. Zuerst saßen wir schweigend auf der Matratze nebeneinander, dann sank Rhea nach hinten, drehte sich auf eine mir zugewandte Seite und schaute mich auffordernd an. Ich kannte diesen Blick mittlerweile, der mir Erwartung signalisierte und mich schweigend zum Handeln aufforderte. Durch meine bisherigen Erlebnisse bei der Herstellung von körperlicher Nähe beseelt und durch ihre zustimmenden Reaktionen darauf bestätigt, beschloss ich meinen dringlichsten Wunsch, eine Wiederholung des Kusserlebnisses von Mittwoch in die Tat umzusetzen. Ohne ein Wort zu sagen beugte ich mich ihr entgegen, nahm dabei auch eine halbliegende Position ein, mein Mund näherte sich dem Ihrigen und ich drückte meine Lippen auf ihre, spürte wie sich dabei ihr Mund leicht öffnete. Der Beginn des Kusses war meinerseits bestimmt recht zaghaft, nur sanft und durch eine diffuse Scheu geprägt berührte ich sie mit meinem Mund, aber nur einen Augenblick später wurde ich mutiger, erhöhte den Druck und genoss erneut die Wärme und Weichheit ihrer Lippen. Die Berührung währte mit Sicherheit nicht sehr lange, vielleicht eine Sekunde. Trotzdem erschien es mir wie eine weitaus länger wirkende Zeitspanne. Während sich meine Lippen noch zögernd gegen die ihren pressten, hatte sich wie von Geisterhand geführt mein linker Arm auf sie zubewegt, die Hand streichelte sanft ihren Oberarm um dann über die Schulter ihren Rücken mit kreisenden Bewegungen zu liebkosen. Um beide Arme frei zu haben, legte Rhea sich ganz auf den Rücken, während meine linke Hand zuerst auf ihre Schulter rutschte und dann fast automatisch über die wunderbar flockigen Haare strich, immer wieder aufs neue. Ich

konnte und wollte dieses Gefühl nicht missen. Ich spürte, wie sie mich umarmte, wie ihre Hände sanft durch mein Haupthaar strichen, den Rücken hinabglitten und über meine Flanken empor fuhren. Wärme und ein Gefühl der Geborgenheit durchflutete mich. Von einem anderen Menschen derartig liebkost zu werden war mir neu, zwar warnte mich mein Unterbewusstsein vor einem Zustand der völligen Wehrlosigkeit, aber das Gefühl gestreichelt zu werden gefiel mir von Sekunde zu Sekunde mehr und mehr. Ich spürte in mir die Bereitschaft, mich völlig fallenzulassen, jede Aktion des Gegenübers hinzunehmen, ja gar zu genießen, und selbst nur zu tun, wonach mich verlangte, völlig meinen Gefühlen zu folgen, und nicht wie ansonsten mein Handeln von abwägenden Überlegungen bestimmten zu lassen. Ich wollte mehr von ihr spüren, ihre Weichheit genießen, streichelte ihre Arme, den Bauch und die Haare. Nur als ich den Impuls, ihren Busen – jenes mir unbekannte Körperteil – zu berühren verspürte, schalteten sich automatisch meine warnenden Gedanken ein, berichteten mir von Erzählungen erfahrener Bekannter, die meinten, dass derartig intime Berührungen zwischen Mann und Frau erst nach ungefähr zwei Wochen statthaft wären, da ansonsten die Frau schnell einen schlechten Eindruck von dem Mann bekommen könnte. Ich dachte daran, dass ich Rhea noch nicht einmal eine Woche lang kannte, und da es mitnichten meine Absicht war, einen schlechten Eindruck zu erzeugen, unterließ ich es tunlichst ihre Brüste zu streicheln. Stattdessen küsste ich ihren Hals, presste mein Gesicht an die kleidungsfreie Stelle zwischen Hals und Schulteransatz, genoss den Geruch ihrer Haut, welche kaum merklich süß nach Vanille duftete. Nur zu gerne hätte ich sie erneut auf die Lippen geküsst, aber diesmal mit geöffnetem Mund, mich dürstete es danach, das Gefühl des mir unbekanntes Zungenkusses kennenzulernen, wie es sich anfühlen würde, wenn unsere Zungen neckisch miteinander spielen würden, aber der gleiche Grund, der mich auch vor dem Wunsch ihren Busen zu streicheln zurückschrecken ließ, hinderte mich mit daran, ihr einen weiteren Kuss zu geben. Zu groß war die Gefahr, im Rausch der Gefühle versehentlich einen schlechten Eindruck zu erzeugen. Hinzu kam, dass ich der Meinung war, an dem heutigen Tag weit über Gebühr hinaus mein Begehren offen gezeigt zu haben, ich verspürte sogar eine Spur schlechten Gewissens deswegen, und da ich auf alle Fälle nichts falsch machen wollte, beschloss ich zurückhaltend zu sein, auf Zungenkuss und Streicheln des Busens zu verzichten und beides schweren Herzens auf einen späteren, aber möglichst baldigen Zeitpunkt zu verschieben.

Ich wusste nicht, wie viel Zeit seit dem gemeinsamen Tanzen vergangen war, es konnte sich nur um eine halbe Stunde oder um deren zwei gehandelt haben. Ich fühlte mich erneut von jeglichem Zeitgefühl verlassen und meine innere Uhr, die ansonsten immer mit recht genauen Informationen aufwartete, schien stehengeblieben oder einem

plötzlichen Defekt erlegen zu sein. Auf jeden Fall endete unsere Phase der Zärtlichkeit abrupt, als Rhea erinnernd »Ich muss um zehn Uhr zu Hause sein!«, zu mir sagte. Sofort schaute ich auf meine Armbanduhr, erkannte mit Staunen, dass es bereits halb zehn war und teilte ihr meine Erkenntnis mit.

»Da müssen wir sofort aufbrechen, damit wir pünktlich da sind!«, meinte Rhea rasch und erhob sich. Hastig verabschiedeten wir uns beim Gastgeber, beteuerten, dass es eine wirklich gute Party war und keine Minute später schritten wir gemeinsam durch das Halbdunkel einer beginnenden Spätsommernacht...

Kurz vor zehn Uhr stand ich vor meinem Mofa, suchte in den Taschen meiner Jacke den Schlüssel für das Bügelschloss und hörte hinter mir eine Tür leise ins Schloss fallen. Das Wissen darum, dass Rhea für den Rest des Abends aus meinem Leben verschwunden war, erzeugte kaum Unmut in mir, hatte sie mir doch den Vorschlag gemacht, am nächsten Tag zur gleichen Zeit erneut zu ihr zu kommen, und mit ihr zusammen eine von der Stadt organisierte Party in einem nahen Ortsteil zu besuchen. Natürlich hatte ich zugestimmt. Ich spürte das starke Verlangen sie wiederzusehen und weil es schon am nächsten Tag der Fall sein würde, erfüllte mich ein Gefühl der entspannten Gelassenheit. Obwohl ich auf einen Tag zurückblicken konnte, dessen meiste Ereignisse ich als Erfolgserlebnisse werten konnte, wollte ein nagender Zweifel in mir nicht weichen. Dieser basierte auf den Erlebnissen des Rückweges. Zwar ergriff ich direkt ihre Hand, spürte ihren Gegendruck und war froh darüber, dass sie mir diese nicht entzog, aber sie schwieg den gesamten Rückweg über und ich nahm an, dass sie irgendetwas über das sie nicht reden wollte gedanklich beschäftigte und belastete. Erst vor ihrer Haustür sprach sie wieder, eben über jene bereits erwähnte Party und ich hatte Angst, irgendetwas falsch gemacht oder sie mit meinem Begehren zu sehr bedrängt zu haben. Da ich mir vorstellte, dass sie sich vielleicht durch mich in eine Ecke gedrängt und unter Druck gesetzt fühlte, beschloss ich beim Abschiedskuss alles richtig zu machen, hielt den Mund geschlossen, berührte ihre Lippen zwar merklich aber nicht zu lange und versuchte, keinerlei Erregung zu zeigen. Dennoch zeigte mir die Art ihres Abschiedsgrüßes – ein flüchtig klingendes und in der Drehbewegung gesagtes »Tschöö!« – sowie die Art und Weise, wie rasch sie im Haus verschwand, wahrscheinlich erneut etwas falsch gemacht zu haben, und dass meine Zweifel in gewisser Weise sicherlich nicht unbegründet waren.

Nachdem ich endlich den richtigen Schlüssel gefunden hatte, öffnete ich das große Bügelschloss, welches eine Speiche des Gussrades mit den Stoßdämpfern verband und eine sichere Wegfahrsperr darstellte. Dann setzte ich den Helm auf und freute

mich aufs Neue, beim Kauf ein derartig großes Bügelschloss erworben zu haben, dass ich sogar den Helm bei einem längeren Aufenthalt daran befestigen konnte und musste gleichzeitig daran denken, wie unerquickend ein Mitführen desselben bei den abendlichen Erlebnissen gewesen wäre. Während meiner darauffolgenden Fahrt durch die nächtliche Innenstadt erfüllte mich erneut das seit einigen Tagen dominierende Hochgefühl. In grüblerischen Momenten glaubte ich darin die ersten Anzeichen einer krankhaften Bewusstseinsreduktion zu sehen, aber sofort darauf sagte mir mein Verstand, dass jenes eher auf die positiven Erlebnisse der letzten Zeit zurückzuführen seien. Als ich die Innenstadt verließ und auf einer dunklen, menschenleeren Vorstadtstraße gen Siedlung fuhr war es allerdings anders, denn der rosige Himmel des Hochgefühls war gezeichnet von einigen wenigen, aber deutlich sichtbaren dunklen Wolken des Zweifels.

- 6 -

Hand in Hand gingen Rhea und ich einen schmalen Bürgersteig entlang. Wir befanden uns in einem direkt an ihren Wohnort angrenzenden Stadtteil, die Häuser waren in der Regel nur ein Stockwerk hoch, von heller Farbe und breite, gepflegte Vorgärten schmückten die Meter zwischen Bürgersteig und Eingangstür. Nur in den am Anfang unseres Marsches durchschrittenen Straßen sorgten dicht gedrängt stehende, zwei- oder dreistöckige Mehrfamilienhäuser für eine Empfindung von Enge und Platzmangel. Oft waren die Häuser derartig nah am Rande des Bürgersteigs gebaut, dass dieser fast nahtlos in eine Häuserwand überging, der andere – mit einem Rinnstein abschließende – Bürgersteigrand verstärkte den unschönen Eindruck zusätzlich. Auf dieser Seite parkten die Kraftfahrzeuge der Anwohner, dicht an dicht, eine endlose Kette menschenleerer und bewegungsloser Fahrzeuge, die zur Hälfte auf dem Bürgersteig standen und so die Gehfläche weiter beschnitten. Ab und zu war zwischen Häuserwand und Beifahrertür derartig wenig Platz, dass Rhea und ich uns voneinander lösen mussten und notgedrungen hintereinandergingen. Zum Glück herrschte an dieser Stelle des Stadtteils eine eindeutig großzügigere Dimensionierung. Die Wohnhäuser besaßen in einem Anbau befindliche eigene Garagen, die in der Regel als Fahrzeugstellplätze genutzt wurden und so konnten wir fast immer

nebeneinander und Hand in Hand gehen, da an der linken Seite des Gehwegs nur selten ein Wagen parkte.

»Da ist es! Hier soll heute eine Fete stattfinden?«, fragte Rhea und deutete mit einer aufwärtsführenden Kinnbewegung ein Zeigen auf ein kleines, barackenähnliches Gebäude im Herzen des Ortsteiles an, das direkt am Rand eines Aschenplatzes lag der normalerweise zum Fußballspielen genutzt wurde.

Wem das kleine Haus gehörte, wusste ich nicht, nur dass sich die evangelische Kirche für die Ausrichtung der Party verantwortlich zeigte. Da deren Gebäude einige Querstraßen weiter lagen, glaubte ich nicht, dass das Haus zu den Liegenschaften der christlichen Organisation gehörte, eher zu denen der Stadt Siegburg, die jenes für den Zweck der Veranstaltung der Kirche zu Verfügung gestellt hatte. Für einen Moment dachte ich an die Lage des Gotteshauses, welches zufällig derartig positioniert war, dass der Blick der Messebesucher nach passieren des Ausgangs zwangsläufig auf eine hohe, mehrflügelige Gefängnisanlage fallen musste, die in ihrer Ausdehnung der größte Gebäudekomplex der Stadt war. Die trotz der Entfernung klar zu erkennenden vergitterten Fenster demonstrierten direkt nach Predigende den Gläubigen, dass Sündhaftigkeit nicht nur zu ständigem Hausverbot im Himmelreich führen könnte, sondern auch drastische Mobilitätseinschränkungen im gegenwärtigen Leben zu erwarten waren. Ein Anschauungsbeispiel, welches mit Sicherheit die Frömmigkeit der Besucher und somit deren regelkonformes Verhalten steigerte.

An dem Haus angekommen betraten wir es und gelangten nach dem passieren eines schmalen Durchgangs in einen typischen Partyraum. Schon nach öffnen der Tür war uns draußen nur leise wahrnehmbare Discomusik entgegengeschallt, im Durchgang war sie schon deutlich lauter, aber im Flur erklang sie in voller Lautstärke. Diese konnte aufgrund fehlender direkt angrenzender Häuser höher als in normalen Wohnungen ausfallen ohne sofort von Anwohnern als ein Akt der Ruhestörung gewertet zu werden. Die Einrichtung des Raums war wie erwartet von Komfort geprägt und glich eher einer Gaststätte mit großer Tanzfläche als einem aufgrund geringerer zur Verfügung stehenden Geldmittel improvisiert wirkenden Partykeller. Neben dem Bewegungsparkett dominierten etwa ein halbes dutzend Tische nebst dazugehörigen Sitzbänken den Raum, desweiteren wurde die gegenüberliegende Seite des Raumes von einer großen hölzernen Theke beherrscht, hinter der ein älterer Mann mit Halbglatze stand, und halb erwartungsvoll, halb gelangweilt die Gäste anschaute. Jene waren dreißig bis vierzig an der Zahl, beiderlei Geschlechts und meist jung – manche wirkten wie Vierzehnjährige, einzelne schon fast erwachsen, also Anfang Zwanzig.

Einige standen abwartend am Rand der Tanzfläche während ein Großteil der jungen Menschen diese bevölkerte und so nur die Hälfte der Tische besetzt war.

Das Flackerlicht einer an die Musikanlage gekoppelten Lichtorgel umspielte Rhea und mich, als sie sich an einen der freien Tische setzte und ich direkt zu der Holztheke ging, um von dem älteren Mann eine Flasche Bier zu erwerben. Auf diesen Genuss hatte ich mich schon den ganzen Tag gefreut, der Wunsch auf der Fete Bier zu trinken entstand bereits gen Mittag, und um ihn mir erfüllen zu können, war ich mit dem Bus nach Siegburg gefahren. Nur kurze Zeit später setzte ich mich neben Rhea und wollte gerade etwas zu ihr sagen, als ein junger Mann ihr gegenüber Platz nahm.

»Hallo Rhea!«, begrüßte er sie, nahm aber von mir keinerlei Notiz.

»Hallo! Lange nicht gesehen«

»Bestimmt zwei Monate oder so«

Rhea wandte sich mir zu: »Das ist Karlos, er wohnt hier in der Nähe, ich kenne ihn hauptsächlich vom sehen, aber wir haben uns auch mehrmals unterhalten, wann war das? Im letzten Schuljahr?«

Sie blickte ihn an und lächelte dabei.

Der Angesprochene nickte bejahend.

Ohne ein Wort der Begrüßung gewechselt zu haben, schätzte ich seine Person aufgrund des ersten Eindruckes ein, eine Angewohnheit, die mir im Lauf der letzten Jahre in Fleisch und Blut übergegangen war. Als erstes begann ich mir automatisch Gedanken über sein Alter zu machen, er war sehr jung, gehörte mit Sicherheit unserer Altersklasse an, sah aber etwas älter aus. Der Altersunterschied war zwar bestimmt nur geringfügig, aber in den ersten zwei Lebensjahrzehnten eines Menschen sind solche weitaus mehr von Bedeutung als später im Leben. Er wirkte auf mich wie jemand, der bereits neunzehn oder zwanzig Jahre alt war, vermittelte die für Heranwachsende dieses Alters typische Aura von Lässigkeit und Erfahrung. Es schien, als hätte er in seinem noch kurzen Erwachsenenleben bereits einigen Problemen gegenübergestanden. Ich beneidete ihn um die Tatsache älter auszusehen als er tatsächlich war. Der optische Eindruck der Volljährigkeit nützte besonders an den Wochenenden, denn er bewegte viele Türsteher und Gastwirte dazu, den Betreffenden in das Lokal einzulassen. In jener Lebensphase war ein älteres Aussehen äußerst positiv, denn es ermöglichte den Besuch einer Vielzahl von Discotheken und Gaststätten, in die man, wenn man jünger wirkte, nicht hereingelassen wurde.

Kurz dachte ich über die Absurdität einer solchen Situation nach, darüber, dass es ein sehnlicher Wunsch eines jungen Menschen war älter als tatsächlich zu wirken, während es ältere Menschen freute, jünger als ihr wirkliches Alter eingeschätzt zu werden. Aber es war keine Frage, dass eine Minderbewertung des Alters einer Person über

eine gewisse Mindestgrenze hinaus auch seine unangenehmen Seiten haben könnte. Trotz bestem Willen konnte ich mir keinen etwa dreißigjährigen Menschen vorstellen, welcher es als angenehm empfinden würde, in einer Gaststätte kein Bier zu bekommen, sondern wenn ihm stattdessen partout Tomatensaft, Lebertran, Milch oder ähnliches angeboten würden.

Allerdings war ich mir ziemlich sicher, dass es sich bei Karlos um einen höchstens sechzehnjährigen jungen Mann handelte. Rheas Bemerkung, ihn von der Schule her zu kennen, ließ es vermuten und ich nahm an, dass er selbige besuchte – zwar gab es junge Männer, die sich in den Pausen mit jungen Frauen anderer Schulen an jenen trafen, aber solche waren eher die Ausnahme als die Regel.

Seine dunkelblonden, mittelgescheitelten Haare waren zwar kurz, aber nicht auffallend kurz wie bei frisch Inhaftierten oder Angehörigen der Bundeswehr, im Gegenteil, er trug sie in einer bis knapp über die Ohren reichenden modischen Frisur, die besonders bei jungen Erwachsenen, die regelmäßige Discothekenbesucher waren, eine weite Verbreitung gefunden hatte.

Seinen Kopfschmuck vervollständigte ein schmaler Oberlippenbart, im Gegensatz zu manchen anderen Bärten seiner Altersgenossen wirkte jener nicht wie gewollt und nicht gekonnt, sein regelmäßiger Wuchs wies auf mindestens eine bereits stattgefundene Rasur hin und die akkurate Form des Bartes auf eine gewissenhafte Pflege.

Den Oberkörper umhüllte eine schwarze, mattglänzende Lederjacke, deren Reißverschluss offenstand und da dies im Hinblick auf die Außen- sowie Innentemperaturen durchaus verständlich war, gab sie den Blick auf ein feingliedriges Goldkettchen frei, welches er um den Hals trug und besonders bei älteren Jugendlichen ein gewisses Statussymbol darstellte und ein Alter jenseits der magischen Volljährigkeitsgrenze symbolisieren sollte.

Seine Stimme klang männlich tief, aber nicht derartig tief und dumpf hallend, dass ihr Sound ein unangenehmes Gefühl erzeugte. Für ein solches sorgte bei mir der etwas höhnische Unterton, stets wirkten seine Worte aufgrund der Sprechweise und dem Klang der Stimme minimal hämisch, was zusätzlich durch seine Neigung unterstützt wurde, den Beginn eines Satzes etwas höher auszusprechen als es seiner normalen Stimmlage entsprach und die Silben mancher Worte durch ein Längerziehen künstlich zu betonen. Die Neigung möglichst schnell zu sprechen wies auf innere Unruhe hin, den Wunsch, Gedanken möglichst schnell zu artikulieren, eine Unruhe, die sich zum Teil auch auf den Zuhörer übertrug.

Auch seine Körpersprache vermittelte augenscheinlich unterdrückte Aggressivität, er schien beständig unter Spannung zu stehen, wirkte wie jemand, der zu einem sofortigen Sprung bereit war,

erinnerte durch sein lauernes Abwarten an eine angesichts ihrer Beute regungslos verharrende Katze.

Prüfend fuhr Karlos' Blick über das Innere des Raumes, musterte flüchtig die anwesenden Gäste, ihr Erscheinungsbild und ihr Alter, sowie die Dimensionen der Örtlichkeit.

»Hier ist echt nicht viel los«, meinte er mit geringschätzigem Tonfall zu Rhea. »Aber was will man schon erwarten von einer öffentlichen Kinderdisco so früh am Abend.«

»Ich wäre jetzt auch lieber in einer richtigen Disco«, antwortete sie. »Im Tanz-Palast zum Beispiel. Dort soll es richtig gut sein, aber ich war noch nie drin.«

»Bin oft dort, fast jedes Wochenende. Man könnte sagen, dass ich dort Stammgast bin«, sagte Karlos und machte dann eine kleine Pause. »Ich bin aus dem Alter raus in dem man ständig nur ins Jugendzentrum geht«, fuhr er fort. »Irgendwann bringt es das nicht mehr, geht man lieber in den Tanz-Palast. Im Juz bin ich nur noch selten, höchstens dann und wann, aber letztens der Abend dort war gut, als wir uns am Anfang mit zwanzig Leuten getroffen haben.«

»Wieso habt ihr euch zu so vielen getroffen? Ich meine, wenn dort Disco ist geht man meist alleine hin, oder in 'ner kleinen Gruppe...«

»Nee, das war ja auch nicht wegen der Disco, später waren wir in der Disco, aber vorher sind wir mit allen Leuten auf so ein Dorf gefahren, wollten dort in der Teestube ein bisschen Randal machen. Ein paar Tage vorher war da mal Disco und zwei Siegburger sind hingefahren, einer von denen war der Alsosi, den kennst du ja auch, der öfters ins Juz geht. Na ja, jedenfalls haben sie ihn nicht rein gelassen, weil er Ausländer ist, ich meine, wäre er ein Türke und würde zehn Kilometer gegen den Wind nach Knoblauch stinken...«

Rhea grinste und ich hörte interessiert zu, obwohl das Gefühl keinerlei Rolle mehr zu spielen in mir entstand und weiter anwuchs.

»...wäre das ja klar, aber der Alsosi ist doch Italiener, voll sauber und schwarze Haare haben viele. Jedenfalls war er mächtig sauer deswegen, ist nach Siegburg zurückgefahren und hat allen möglichen Leuten Bescheid gesagt. Die meisten stimmten ihm zu, da mal hinzufahren und ein bisschen auf den Putz zu hauen, schließlich kann es ja nicht angehen, wenn so Dörfler keinen Respekt mehr zeigen vor Leuten die aus der Stadt sind und denen auf der Nase rumtanzen.«

»Und dann?«

»Dann sind wir halt dahingefahren, mit zwanzig Mann und ungefähr fünfzehn Kisten. Die meisten hatten Mofas, aber auch einige waren mit Kleinkrafträdern da, die mussten natürlich voll langsam fahren weil die sonst die Mofas locker abgehängt hätten. Aber jedenfalls war es ein echt cooles Gefühl in so einem großen Pulk unterwegs zu sein. Und als wir ankamen und direkt davor hielten, sind alle sofort abgestiegen, da holte der Alsosi als erstes ein Nun-Chako

raus und schlug eine Scheibe von dem Dingen ein. Natürlich war da sofort etwas Aufregung in der Hütte, ein älterer Mann, bestimmt der Sozialarbeiter, kam sofort heraus, schrie etwas von mutwilliger Sachbeschädigung und dass er die Polizei rufen würde. Da sind natürlich alle sofort wieder aufgestiegen und losgebraust, denn mit den Bullen wollte keiner unbedingt zu tun haben.«

»Kann ich voll verstehen! Seit ihr wieder zum Juz gefahren?«, warf Rhea ein und ich ihr einen schnellen Seitenblick zu, da ich mich fragte, welcher Art ihre schlechten Erfahrungen mit der Polizei waren, die sie zu einer derartigen Aussage nötigten.

Karlos nickte.

»Klar, schließlich hatten wir uns dort getroffen, und als wir wieder da waren, war die Disco unten voll im Gange.«

»Die Disco ist meistens recht gut, manchmal sind bis zu fünfzig Leute da.«

»Wegen der Leute war ich nicht da, mehr wegen dem Bier, aber einige von uns sind dorthin gegangen. Die meisten sind dann gefahren, entweder nach Hause oder erstmal in eine Kneipe, später dann in den Tanz-Palast, aber es war ja noch hell und der macht erst um Neun auf. Überhaupt finde ich richtige Discotheken besser, denn dort sind keine Aufpasser, die einem jeden Spaß verderben und sowieso geht das da viel länger, bis in die Morgenstunden, nicht wie bei so einer Kinderdisco, die um Zwölf oder so Schluss macht.«

»Du sagtest, du wärst in erster Linie wegen dem Bier dorthin gegangen. Ich meine, das passt doch nicht zusammen, fahren und saufen?«, fragte Rhea.

»Das mit dem Biertrinken ging schon in Ordnung, schließlich habe ich ja extra meine Kiste zu Hause gelassen, nur meinen Helm mitgenommen, habe ich vorher den anderen auch gesagt, und ich finde, wenn man zu Fuß da ist, darf man sich ruhig einen genehmigen.«

Rhea nickte bejahend und lächelte dabei, ein, so wie ich fand, besonders süßes und sympathisches Lächeln, welches ich in den letzten Tagen oft und gerne genossen hatte.

Karlos schaute mich eine Sekunde lang an, in einer Art und Weise, die mir vermittelte, dass er sich zwar meines Zuhörens bewusst war, mich aber dennoch als jemanden ansah, der ein vertrautes Gespräch zwischen zwei Menschen aus purer Neugier mithörte und dessen Anwesenheit rein theoretisch unerwünscht war.

»Vor zwei Wochen war es im Juz auch ganz lustig«, begann er von neuem. »Der Dirk vom Schwalbenhof hat dort jemand aus dem Juz und bis auf die Strasse geprügelt.«

»War das einer von den langhaarigen Pennern?«

»Nee, die Hippies trauen sich eh nicht ins Juz, die wissen, dass es dort einen Satz heiße Ohren gibt und treffen sich lieber zu Hause oder auf irgend 'ner Weide.«

Erneut lächelte Rhea amüsiert.

»Das war einer von den Destroyers, die haben ja jetzt alle 'ne eigene Kutte mit voll Destroyers drauf, aber wenn sie woanders als in ihrem Ghetto sind tragen sie die nicht, jedenfalls jetzt nicht mehr. Der Typ war ja im Juz bekannt, eigentlich voll der Blödmann, aber er dachte sich wohl dort mit Kutte mehr Eindruck schinden zu können. Na ja, falsch gedacht. Da hängen einige Leute rum die weitaus gröber sind als jeder einzelne Destroyer, und der Dirk - den kennst du ja - ist einer von denen. Jedenfalls fühlte er sich etwas angemacht und hat sofort auf den Blödmann eingeschlagen, der wollte abhauen und ist es auch, aber es war im ersten Stock, und Dirk ist immer hinter ihm her und hat auf ihn eingeschlagen, sogar auf der Treppe und auf der Straße noch, dort konnte der Typ dann richtig Fersengeld geben und Dirk hat ihn laufen gelassen.«

Angesichts der Erzählung konnte ich ein Gefühl der Genugtuung nicht verhehlen, schließlich kannte ich die meisten der Destroyers vom sehen, ein Großteil von ihnen stammte ebenfalls aus der Siedlung in der ich wohnte. Da sie mich als eine Art Einzelgänger der sich ihnen nicht anschließen wollte ansahen und ich ihnen nicht unterwürfig begegnete, war ich ständig auf der Hut, wusste um die Schläge, die mir drohten, sollten sie mir in deutlicher Überzahl begegnen. Ihr Stammtreffpunkt war ausgerechnet der Stromkasten an der einzigen Bushaltestelle in der Siedlung, und ich pflegte ihnen aus dem Weg zu gehen und einen längeren Fußmarsch in Kauf zu nehmen wenn ich mit dem Bus nach Siegburg wollte und wartete auf diesen lieber an einer Haltestelle vor oder hinter der Siedlung.

Das gravierendste Erlebnis hatte ich allerdings bei einem Waldspaziergang, als ich mich nach einer Biegung des Weges plötzlich zwei auf einer Bank sitzenden Bandenmitgliedern gegenüber sah. Sie sprachen mich direkt an, rieten mir hier nie wieder langzugehen da dies Destroyer-Gebiet sei und ich im Wiederholungsfalle mit körperlichen Verweisen zu rechnen hätte. Das Problem löste sich allerdings in Luft auf, da ich einige Tage später dem Sohn eines wegen Unfairness auf Lebenszeit gesperrten Boxers, der in einem angrenzenden Ortsteil wohnte, von meinem Erlebnis berichtete und er gelinde gesagt von derartigen selbstgezogenen Reviergrenzen nicht begeistert war. Da ich jenen Weg in der Folgezeit des Öfteren benutzte und ich auch wusste, dass auch die Destroyer davon wussten, dass ich es tat, sich aber trotzdem nie wieder eine unheimliche Begegnung irgendeiner Art ereignete, nahm ich an, dass der Sohn des Boxers mit einem Destroyer geredet hatte und ihm stellvertretend für die gesamte Gruppe klar machte, dass derartiges Verhalten nicht gerne von ihm gesehen wurde und deswegen einzustellen sei.

Nach dem Ende seiner Erzählung schwieg Karlos, offensichtlich bereit einem etwaigen Kommentar Rheas zuzuhören. Allerdings erhob

sich jene immer noch lächelnd, sagte, dass sie sich eine Cola holen wolle, verließ den Tisch und schritt Richtung Theke.

Ich schaute ihr hinterher, bewunderte ihre schwingenden Hüften, als Karlos mich ansprach und mich dadurch schlagartig von der Traumwelt der Phantasie zurück auf den Boden der Tatsachen beförderte.

»Warum trägst du so was?«, fragte er und zeigte auf meine Halskette.

An mir herunterzuschauen konnte ich mir sparen, ich wusste genau wie jene aussah. Die Kette trug ich seit fast einem halben Jahr, bisher hatte mich noch niemand darauf angesprochen. Mit Sicherheit entsprach sie vom Aussehen her nicht den üblichen Halsketten. Ihr Durchmesser war deutlich größer als bei anderen für die Verzierung menschlicher Hälse vorgesehenen Gliederbändern und die meinige ließ deutlich darauf rückschließen, dass der Konstrukteur von einem »Hasso« oder einer »Senta« als späterem Besitzer ausgegangen war. Da mein Hals beträchtlich umfangärmer war als der eines großen Hundes, hatte ich die Kette mittels einer Kneifzange selbsttätig gekürzt, dabei die an beiden Enden liegende Verschlussvorrichtung mit entfernt. Die offenen und in ein letztes Kettenglied mündenden Enden hatte ich mit einer Sicherheitsnadel verbunden, und an dieser hing - sozusagen als Augenfänger - ein kleines, etwa daumennagelgroßes Vorhängeschloss. Als vor vielen Monaten in mir der Wunsch nach einem den Hals umschließenden Schmuckstück übermächtig wurde, gingen meine Gedanken automatisch zu der Person von »Sid Vicious«, Bassist der Punkband *Sex Pistols*, von der vor nicht allzu langer Zeit einige Bilder in der wöchentlich erscheinenden und stets interessiert gierig verschlungenen Lebensphasenlektüre »Bravo« waren. Punk war eine relativ neue Art der Rockmusik aus London, die *Sex Pistols* bekannteste Band dieser Spielart, und – obwohl ich die Musik bisher nie gehört hatte, Punk nur von Bildern britischer Punks her kannte – gefiel mir deren phantasievolles Outfit. Da eine Sicherheitsnadel Symbol des Punkrock war, »Sid Vicious« eine dickgliedrige Kette mit dranhängendem Vorhängeschloss trug, favorisierte ich ein eigenes Schmuckstück in dieser Form und es sollte in erster Linie meine Sympathie für das Erscheinungsbild der Punks symbolisieren.

»In erster Linie weil so eine aus dem ganzen Einheitsbrei herkömmlicher Ketten hervorsticht«, begann ich eine Antwort. »Ich wollte etwas eigenes, etwas, das zu meiner Person passt, das meinen Charakter symbolisiert. Ich fand, dass eine Hundekette mit Schloss gut geeignet wäre, schließlich stehe ich ja auf Punk, die Mucke zwar noch nie gehört, aber oft Photos von Punks gesehen. Außerdem ist sie irgendwie ein Symbol für mein Leben. Ein Schloss dient in erster Linie zum verschließen einer Tür, und ich finde, dass in meinem Leben schon einige Türen verschlossen waren.«

Leider endeten meine äußerst groben Ausführungen über meine Neigung anders zu sein als meine Mitmenschen – und aus welcher der Wunsch der Zur-Schau-Stellung nonkonformistischer Ansichten entsprang – an dieser Stelle abrupt als eine lächelnde Rhea erschien, ihr Getränkeglas auf dem Tisch abstellte und sich zu uns setzte.

Sie bemerkte unser Schweigen, das von Karlos, der eine Fortsetzung der Ausführungen erwartete, sowie mein eigenes. Ich sagte einerseits nichts, da mir bei Rheas Erscheinen die Thematik schlagartig belanglos und unbedeutend vorkam, andererseits, weil ich glaubte, dass sie selbst etwas sagen wollte. Da ich ihr den Raum für eigene Worte bieten wollte, fand ich jenen Wunsch am besten dadurch realisierbar, dass ich auf weitere Ausführungen verzichtete und Rhea dadurch Gelegenheit für eigene bot.

»Und, was machst du nachher noch?«, fragte Rhea den abwarteten Karlos, als sie seinen fragenden Blick bemerkte.

Der Angesprochene lehnte sich kurz zurück, um den Oberkörper danach in Gegenrichtung zu bewegen und sich mit den Unterarmen in einer Geste der Lockerheit auf den Tisch zu stützen.

»Weißt du, hier bleibe ich nicht allzu lang, vielleicht noch eine Stunde, oder zwei. Um Acht macht der »Elefant« auf, da ist es meistens auch ganz nett, da sind auf alle Fälle interessantere Leute als hier. Jedenfalls möchte ich später auf alle Fälle dort noch hin, mindestens bis Mitternacht, vielleicht bleibe ich da, oder gehe nach Hause, oder in den Tanz-Palast, ist ja von dort nicht weit.«

Rhea nickte zustimmend, und ich glaubte in ihrer Mimik eine geringe Spur von Neid erkennen zu können.

Das konnte ich absolut verstehen, denn ich nahm angesichts von Karlos' Worten an weitaus mehr Neid zu verspüren als sie. Der »Elefant« war eine hauptsächlich von Menschen jüngerer Generationen besuchte Gaststätte, deren Frequentierung von meinen Bekannten und mir als eine weitere Sprosse auf der langen Leiter in Richtung der Entwicklung zum Erwachsenen angesehen wurde.

Die meiste Zeit verkehrte ich im Juz, und jene unweit gelegene Kneipe war dort allen Besuchern bekannt, denn wer im Juz als etwas Besonderes angesehen wurde oder als hart und den meisten überlegen galt, besuchte in der Regel eher jene Gaststätte als das Juz. Zudem hatte ich gehört, dass manche der Elefant-Stammgäste sogar mit einer Spur von Verachtung auf Juz-Besucher hinabblickten, belegte doch die Tatsache dort regelmäßig hinzugehen, einen gewissen Erwachsenen-Nimbus. In jenen Tagen kam ich mir noch nicht reif und erwachsen genug vor, um dorthin zu gehen, zwar wollte ich es gerne, aber aus irgendeinem diffusum Grund fühlte ich mich als noch nicht berechtigt dazu und sah von einem Erscheinen dort ab.

Während Karlos antwortete änderte sich der Musikstil, anstatt der vorher üblichen rasch wechselnden Reihenfolge englischsprachiger

Chartsongs von *Abba* oder *Boney M.* füllten nun deutlich langsamere Softrockklänge den Raum.

»Komm, tanzen wir! Da habe ich jetzt richtig Lust zu«, forderte Rhea mich auf.

Fast augenblicklich dachte ich an die Erlebnisse des Vortages zurück, an die gestrigen Empfindungen und war begierig darauf, sie erneut erleben zu dürfen. Folglich bejahte ich sofort ihre Aufforderung, wir standen auf und schritten gemeinsam zur Tanzfläche, Karlos allein mit seinem Bierglas zurücklassend.

Als wir jene erreichten spürte ich wie sie sofort ihre Arme um meinen Hals legte. Ich ergriff ihre Hüften und wir wiegten uns synchron im Takt der Musik. Erneut fand ich das Gefühl sie zu halten sehr schön, das Bewusstsein ihrer Nähe und das Spüren ihrer Bewegungen erzeugte ein Hochgefühl in mir – wenn auch nicht vergleichbar mit dem bei einem Kuss, aber eines das viele andere Dinge, die mich ansonsten beschäftigten, zur Bedeutungslosigkeit und sogar Nichtigkeit schrumpfen ließ. Flüchtig ließ ich bewegt von einem Gefühl der Zufriedenheit meinen Blick über die einzelnen Bestandteile des Raumes gleiten. Gerade diesen Moment wollte ich unbedingt lange in Erinnerung behalten, und um auch später den Augenblick auskosten zu können, war ich bestrebt, das Abbild meiner momentanen Gefühle durch einen wenn auch weniger genauen Eindruck von der Umgebung in meinem Gedächtnis zu verstärken.

Nur Sekundenbruchteile lang ruhte mein Blick auf leblosen Objekten oder dem Anblick der uns umgebenden Menschen, alles sollte sich in einem Gesamtbild der Erinnerung zusammenfügen, in dem klar der Anblick Rheas im Mittelpunkt stehen sollte. Nur ein einziges Mal während des höchstens zweisekündigen Rundblicks verharrte mein Blick längere Zeit auf ein- und derselben Person, es war Karlos, der am Tisch saß und uns mit leicht mürrischer Miene unentwegt beobachtete. Seine gesamte Körperhaltung drückte Unmut aus, und aufgrund seiner Mimik wollte in mir der Eindruck nicht weichen, dass Karlos momentaner Ärger auf der Tatsache beruhte, zu wissen, dass ich mit Rhea hier war, mit ihr auf eine Art und Weise tanzte, welche Menschen vorbehalten war, die derartig ihre Verbundenheit zeigen wollten. Ich vermutete, dass er viel lieber an meiner Stelle gewesen wäre, genau zu dieser Zeit und an diesem Ort, Rhea gerne selbst in den Armen gespürt hätte.

Kaum nachdem eine Minute des Liedes verronnen war, trat Rhea einen Deut näher an mich heran und ihr Kopf sank auf meine Schulter. Erneut genoss ich den Duft von frisch gepflückten Äpfeln, und da ich ihn ähnlich intensiv wie am Vorabend wahrnahm, war ich mir sicher, dass jenem eine weitere, heutige Haarwäsche zugrunde liegen musste. Allerdings fühlte ich mich innerlich nicht so erstarrt wie noch gestern, bestrebt, jede eigene Bewegung mit Ausnahme der Tanzschritte zu

vermeiden. Fast automatisch verließen meine Hände ihre Hüften, darauf bedacht, durch keinerlei Fehlbewegung einen wenn auf nur unmerklich kurzen Kontaktverlust zu bewirken. Sanft strichen sie über ihre Seiten, ich spürte den ein wenig rauen Baumwollstoff ihres Sweat-Shirts an meinen Handflächen und darunter ihren festen, herrlich warmen Körper. Erfüllt von dem Wunsch noch mehr von ihrer Nähe zu spüren beugte ich mich ein wenig nach vorne, küsste ihren Nacken, genoss den Duft ihrer Haut und das Gefühl, die Erhebungen ihrer Wirbel unter meinen Lippen zu spüren. Für einen Moment verspürte ich das Verlangen, meinen Mund weiter wandern zu lassen, mit den Lippen ihr liebliches Ohr zu liebkosen um ihr danach durch einen sanften Druck auf die Wange meinen Wunsch, sie direkt auf den Mund küssen zu wollen, zu verstehen zu geben. Aber da ich mich beobachtet fühlte, förmlich Karlos' bohrenden Blick in meinem Nacken zu spüren glaubte, unterließ ich es, verschob das Vorhaben auf einen späteren Zeitpunkt, welcher, und da war ich mir sicher, nur wenige Stunden in der Zukunft lag. Mit brennender Vorfreude dachte ich an einen der seltenen Augenblicke, in denen wir miteinander allein sein konnten, fernab von jeglichen Blicken neugieriger oder missmutiger Zeitgenossen, ich freute mich auf die wenigen Minuten unmittelbar vor dem Abschied vor ihrem Wohnhaus. Obwohl ich genau wusste, dass ich in jenem Moment auch Traurigkeit empfinden würde – widerstrebte es mir doch, sie zu verlassen, wünschte ich mir so lange wie nur möglich, am besten jede Sekunde, an ihrer Seite zu bleiben – stellte für mich jener Augenblick den zu erwartenden Höhepunkt des Tages dar, einen Gipfel der Nähe.

Erneut blickte ich zu Karlos herüber, sah die deutliche Missbilligung in seinen Augen und wusste, dass, sobald Rhea und ich wieder am Tisch Platz nehmen würden, dieser Ausdruck weniger sichtbar wäre, er aber dennoch neidvolle Gedanken hätte. Augenblicklich wünschte ich mir, im Erleben des Abends schon einige Stunden weiter zu sein, mich mit ihr auf dem Rückweg zu befinden, ihre Hand in meiner zu spüren und neben ihr hergehen zu dürfen.

Als die Musik endete, wir zu unserem Sitzplatz zurückkehrten, und ich den lächelnden Karlos sah, wuchs in mir der Wunsch Rhea spätestens in einer Stunde mein Verlangen diesen Ort zu verlassen mitzuteilen. Unbedingt.

Das melodische Piepen eines unsichtbar bleibenden Vogels drang an mein Ohr. Der Gesang kam mir bekannt vor, ich hatte ihn bestimmt schon des Öfteren vernommen (meine Mutter pflegte sich oft verschiedene Schallplatten mit dem Titel »Singvögel unserer Heimat« anzuhören, diese gaben zwar lediglich den Gesang von verschiedenen Vögeln wieder, jeder Platte lag allerdings eine Art Handbuch bei, mit dessen Hilfe die Töne bestimmten Bildern zugeordnet werden konnten), aber trotzdem blieb mir die genaue Art der Stimmquelle im Dunkeln, ich konnte ihr keinen bestimmten Vogeltyp zuordnen. Ich wusste nicht warum, aber zuerst dachte ich an eine Nachtigall, verwarf diesen Gedanken aber schnell wieder, denn obwohl es früher Abend war, dunkelte es nicht im geringsten und akustische Aktivität eines solchnamigen Piepmatzes war sicherlich erst zu einer viel späteren Stunde zu erwarten. Danach dachte ich an einen verirrtten Pirol oder einen Kleiber, aber solche waren selten zu finden oder eher in großflächigen Waldgebieten beheimatet, dann an einen Dompfaff mit typisch roten Brustfedern, welcher mich aufgrund seiner aufgequollen wirkenden Körperform immer an eine ornithologische Wasserleiche erinnerte, aber seine Verbreitung war doch eher dünn gesät. Weitaus wahrscheinlicher war es, dass es sich bei dem Singvogel um eine Blau-, Grün- oder sonstwiefarbene Meise handelt. Jene Art zeichnete sich durch eine weite Verbreitung aus und die einzelnen Exemplare waren meiner Meinung nach stimmlich besonders extrovertiert. Aber ich nannte nur ein äußerst rudimentäres Interesse für Singvögel mein eigen, hatte mir die Stimmen nicht genau gemerkt und die Handbücher zu flüchtig angesehen, um auf Anhieb eine treffende Bestimmung vornehmen zu können. In jenem Moment musste ich an die Tatsache denken, dass es sicherlich auch in der Siedlung oder auf dem Schulgelände Singvögel gab, und ihr Gesang mit Sicherheit von mir wahrgenommen wurde, meine Ohren registrierten bestimmt die Töne, aber die Geräusche waren mit einer derartigen Selbstverständlichkeit behaftet, dass über die reine Wahrnehmung hinaus nichts weiter geschah, der akustische Reiz keine bewussten Denkvorgänge mehr auslöste. Ich sah hierin Parallelen zu den surrenden Geräuschen von Verbrennungsmotoren, dieser Klang hatte mittlerweile einen derartigen Grad von Normalität angenommen, dass höchstens ihr Fehlen auffiel. Wenn sie allerdings Bestandteil der allgegenwärtigen Geräuschkulisse und somit vorhanden waren, sorgte in der Regel die Wahrnehmung von Motorgeräuschen als Teil des Ganzen nicht für eigenständige Denkvorgänge. Ähnlich verhielt es sich mit dem Gesang von Vögeln.

Er fiel mir nur auf, bewirkte, dass ich darüber nachdachte oder mich daran erfreute, wenn ich mich in einem natürlichen Wald befand, eine menschenleere Ackerfläche durchschritt oder wenn ich mich, wie jetzt – Rhea und ich durchquerten Hand in Hand einen Park im Herzen der Stadt – innerhalb eines künstlich angelegten Naturbereiches befand. Ein zweiter Vogel antwortete lautstark, aber da der Gesang dem des Ersteren nicht ähnlich war, musste es sich um eine andere Art handeln und deswegen unterließ ich sofort jegliche Klassifizierungsversuche. Andere Empfindungen tangierten momentan weitaus stärker mein Bewusstsein. Neben dem wie immer ein wohliges Gefühl der Zufriedenheit erzeugendes Spüren der Handfläche Rheas an meiner, nahm ich einen leichten, aber doch recht warmen Wind wahr. Seine Stärke reichte beileibe nicht aus, um dicke Äste oder die gesamten Baumkronen zu bewegen, aber einzelne Blätter eines jeden Baumes regten sich, schwangen hin und her, als wollten sie sich vom Ast lösen und gen Boden schweben. Ich wusste, dass dies ein natürlicher Vorgang war, der aber aufgrund der Jahreszeit erst in frühestens in einem Monat zu erwartet werden konnte. Nichtsdestotrotz freute ich mich über das Nichtvorhandensein von Laub auf den Gehwegen und der Unmöglichkeit der Gefahr, dass sich ein fallendes Blatt auf mein Haupt legte, von mir nicht bemerkt und entfernt wurde, so dass ich Rhea einen fürwahr seltsamen Anblick bieten würde.

Es war ein Montag wie viele andere auch. Die Anforderungen des Tages waren zwar nicht besonders hoch gewesen, aber wegen den zuvor erlebten vielen Stunden der Entspannung und relativer Ruhe wirkten sie besonders mühselig. Ich sagte mir immer, dass ein Tag wie ein solcher, erlebt zu einem späteren Wochenzeitpunkt, bei weitem nicht so anstrengend erlebt wäre wie heute. Mein Empfinden an einem Montag glich dem vieler Millionen anderer Menschen auch. Die größten Schwierigkeiten hatte ich des Morgens, wenn ich zu einer für mich nachtschlafend wirkenden Zeit aufstehen musste. An den Tagen zuvor schlief ich entsprechend dem biologischen Rhythmus meines Leibes meist bis in die Vormittagsstunden, genoss das Gefühl der Ruhe und freute mich meinem Körper die Möglichkeit zu den benötigten Ruhephasen bieten zu können.

Am Samstagabend schilderte ich Rhea gegenüber eher beiläufig, dass anzurufen für mich mit verschiedenen Aktionen verbunden war, die besonders am Wochenende gut und gern einen Zeitraum von einer Stunde für ein wenige Minuten dauerndes Gespräch einnehmen konnte. Bevor ich den Sachverhalt genauer ausführen konnte, kam sie mir mit einem Vorschlag entgegen. Sie meinte, dass es sinniger wäre, sie nicht anzurufen um den Zeitpunkt eines montaglichen Treffens zu vereinbaren, es wäre besser, wenn ich den Sonntagnachmittag nützen würde, um mich auf die Schule vorzubereiten und ich Montagnachmittag, ohne jegliche Vorankündigung, einfach

vorbeikäme und bei ihr klingeln würde, sie wäre auf alle Fälle zu Hause. Diesen Vorschlag fand ich gut und praktisch, und deshalb willigte ich sofort ein. Wir hatten nichts Bestimmtes vor, wollten nur zusammen sein und gemeinsam in die Innenstadt gehen. Dort gedachten wir vielleicht etwas zu essen oder einen Kaffee zu trinken (diese Vorstellung hatte einen besonderen Reiz für mich, schließlich trank ich gerne Kaffee und ich stellte mir es als ein sehr schönes Erlebnis vor zusammen mit ihr einen solchen zu trinken und gleichzeitig ein wenig zu plaudern) oder nur langsam an den Schaufenstern vorbeigehen und deren Inhalt zu betrachten. Jedenfalls nichts bestimmtes, planten einfach, alles auf uns zukommen zu lassen. Allerdings wartete Rhea in dem Moment des Losgehens mit dem Wunsch auf, kurz einen in der Nähe liegenden Park aufzusuchen. Sie hoffte dort einige Leute zu treffen die sie kannte. Zuerst wollte ich nicht, ich sträubte mich etwas und dachte an einen möglichen gemeinsamen Genuss von Kaffee, aber als sie sagte, dass es auf alle Fälle nur einen kurzen Aufenthalt bedeuten würde, wir mit Sicherheit dort nicht lange bleiben würden und danach zusammen die Stadt aufsuchen könnten, willigte ich nach einem schnellen Blick auf meine Armbanduhr in ihren Wunsch ein und wir gingen los. Der Weg führte zwar in eine der Innenstadt entgegengesetzte Richtung, aber der Fußmarsch bedeutete laut Rhea nur wenige Minuten Umweg und deshalb nahm ich diesen gelassen hin.

Sie behielt Recht, und als wir nur fünf Minuten später einen schmalen Parkweg entlanggingen, dachte ich an ein ungewöhnliches und deshalb besonders einprägsames Erlebnis des vormittäglichen Unterrichts zurück. Es war im Deutschunterricht, als Lehrer fungierte wie immer ein junger, fusselbärtiger Brillenträger, welcher mit Sicherheit neu in dem Beruf war, und den ein Hauch der Resignation umgab, wie er gerade für jüngere Lehrer in den als Auffanglager für beschäftigungslose Jugendliche dienenden unteren Klassen typisch war. Unter dem Deckmantel der Berufsvorbereitung sollte rein theoretisch Wissen vermittelt werden, praktisch war es aber häufig der Fall, dass es ein Lehrer im Unterricht als seine Hauptaufgabe ansah, für Ruhe zu sorgen und es am einfachsten war jegliche Lärmbelästigung zu vermeiden indem man die jungen Leute beschäftigte und ihnen auftrag, einen Text gründlich zu lesen.

So auch in Deutsch, und gerade in diesem Fach wurde jene Vorgehensweise am extremsten praktiziert. Zu Beginn jeder Stunde wurde uns aufgetragen, das Deutschbuch aufzuschlagen und mehrere bestimmte Seiten darin zu lesen. Die Lektüredauer war derartig terminiert, dass sie mindestens bis zum Stundenende andauerte, dann ertönte eine in allen Klassenzimmern hörbare Glocke, der Lehrer stand auf, verließ den Raum und die oberste Schülerpflicht bestand darin, das

Buch wieder zuzuklappen und das Gelesene schnellstmöglichst zu vergessen.

Am Anfang hatte ich noch versucht mir zumindest die Thematik zu merken, aber als sich das Erlebte zu jeder Stunde wiederholte, ich trotz aller geistigen Bemühungen keinen roten Faden erkennen konnte, keinen Zusammenhang außer dem der Textlänge und dass es inhaltlich grob um die Grundthematik deutsche Sprache ging sah, dämmerte es mir, dass die Lektüre nicht der Wissensvermittlung sondern lediglich der Ruhigstellung galt.

Jener Eindruck bestärkte sich durch die Tatsache der niemals stattfindenden Konversation über den Inhalt der Ausführungen, keinerlei Frage wurde vom Lehrer oder den Schülern dazu gestellt, ja es bestand nicht im geringsten die Möglichkeit dazu, und so folgte ich recht bald dem Beispiel meiner Mitschüler und sah den Deutschunterricht als sinnlos an, vergaß das Gelesene möglichst schnell und nutzte den freigewordenen Speicherplatz für die Inhalte anderer Schulfächer.

Das abstruse Bild einer in meditative Stille versunkenen Menschengruppe wurde noch durch den Anblick des Lehrers verstärkt, der selbst auch las, sich dabei extrem weit über ein Buch beugte, so dass der Abstand zwischen Buchstaben und Augen nur wenige Zentimeter betrug und er es mit der Nasenspitze fast berührte.

Heute hatte mein Banknachbar eine kleine Idee, um die Stille der alltäglichen Deutschandacht mit einem kurzzeitigen akustischen Reiz zu durchbrechen. Extra für den Deutschunterricht hatte er einen Feuerwerkskörper mitgebracht, einen großen Böller, er gedachte herausfinden zu wollen, ob der Lehrer nicht in eine Art innere Starre verfallen war, die nur durch Erklingen eines Glockentons gelöst werden konnte, ähnlich den Verhaltensweisen Pawlowscher Hunde. Jenes sollte durch ein außerplanmäßiges Geräusch versucht werden und um eine sichere Vernehmbarkeit dessen zu gewährleisten, hatte er für den ersten Versuch einen großvolumigen China-Kracher gewählt, eine lobenswerte Denkweise, wie ich fand. Zusätzlich dachte ich an einen möglichen positiven Lerneffekt, ich hoffte, dass sich die Thematik – der Akkusativ in der Zeit des russisch-japanischen Krieges 1904 – durch einen unvermuteten akustischen Reiz mit der Erinnerung koppeln könnte und für Assoziationen in den Gehirnen meiner Mitschüler sorgen würde.

Folglich sah ich dem bevorstehenden Experiment mit freudiger Erwartung entgegen, als mein Sitznachbar mittels eines Einwegfeuerzeuges die Lunte entzündete und den Böller neben die Schulbank fallen ließ. Von wissenschaftlicher Neugier erfüllt betrachteten wir den bewegungslosen Lehrkörper. Schon wenige Sekunden später hallte ein doch recht lauter Knall durch den Raum, wider Erwarten sehr deutlich vernehmbar, da die unisolierten

Backsteinwände die Schallwellen in ihrer Gänze reflektierten. Meine gesamte Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die fesselbärtige Gestalt am Lehrerpult, deshalb konnte ich die Reaktionen der meisten meiner Mitschüler nicht beobachten. Ich schätzte, dass ein jeder überrascht von der fesselnden Lektüre aufblickte, in dem sicheren Bewusstsein, dass es sich bei dem Laut nicht um eine versehentliche Blähung des Sitznachbarn handeln konnte. Da der Kopf des Lehrers aufgrund der Stimulation innerhalb von Sekundenbruchteilen in eine aufrechte Position schnellte konnten wir sicher sein, dass er im Falle einer zufälligen Detonation oder gar bei einer spontan artikulierten Frage ähnlich reagieren würde...

Angesichts der Erinnerung an das noch nicht lange zurückliegende Ereignis schmückte ein breites Grinsen mein Gesicht, während ich Rhea, die den Weg zu kennen schien und in einer mir rätselhaft erscheinenden Art und Weise mal eine linke, dann eine rechte Abzweigung wählte, wortlos folgte.

Zielstrebig versuchte sie eine bestimmte Stelle des Parks zu erreichen, welche anscheinend nicht in der Nähe des Eingangs lag und von diesem aus nicht sichtbar war. Nach einigen Minuten betraten wir einen hinter Hecken etwas versteckt liegenden Platz, er war rechteckig und an einer der beiden Kopfseiten befanden sich vier hufeisenförmig angeordnete Parkbänke, von denen sich je eine an der längeren Flankenseite befand und sie sich direkt gegenüberlagen. Die zwei anderen standen unmittelbar nebeneinander in Nähe der ersteren neben dem angrenzenden kurzen Teilstück des Gehweges.

Schon nach wenigen Schritten wurde mir bewusst, dass es sich um einen Stammtreffpunkt jüngerer Menschen handeln musste, unter anderem da er etwas abseits an einem Ort lag welcher nicht mit Leichtigkeit einzusehen war. Das kam dem Verlangen von Menschen in jener Entwicklungsphase entgegen sich zumindest für einen bestimmten Zeitabschnitt zusammen mit Gleichaltrigen zurückzuziehen und sich etwas vor den Blicken der Öffentlichkeit verbergen zu wollen. Da ich mich selbst oft genug an solchen Orten aufhielt und es hier geringfügig anders als im sonstigen Park aussah, glaubte ich sofort zu wissen, welche Menschen sich in der Regel an diesem Ort aufhielten und für welche Zwecke er von jenen genutzt wurde.

Die Merkmale waren allerdings leicht übersehbar, wären einem sich nicht in dieser Lebensphase befindlichen Betrachter vielleicht überhaupt nicht aufgefallen. So zeigten rußgeschwärzte und angebrannte Mülleimer Aktivitäten junger, durch einen bestimmten Charaktertyp gekennzeichneter Männer, die durch ein Anzünden den anderen Jugendlichen ihren Mut beweisen wollten.

Außerdem zeugten in das Holz der Bänke geritzte Namenszüge und erkennbare Herzzeichnungen von Ritualen der Partnerwahl. Als

ich näher kam erkannte ich, dass manche Namen des Öfteren vertreten waren. Da ich nicht glaubte, dass Menschen namens »Felix« oder »Vanessa« in hellen Scharen diesen Ort aufsuchten, glaubte ich an ein und dieselbe Person. Zu jenem Urteil kam ich, da ich es schon oft beobachtet hatte, dass für viele frisch liierte Menschen ein mögliches Beziehungsende in weiter Ferne lag, jenes allerdings manchmal nach wenigen Tagen oder Wochen der Fall war – verständlich für sich auf der Suche befindliche junge Menschen, die aufgrund fehlender Erfahrungen die Charaktereigenschaften eines Partners noch nicht richtig bewerten konnten.

Bis auf zwei junge Männer, von denen der eine auf einer der beiden nebeneinanderliegenden Parkbänke saß, der andere seitlich etwas versetzt vor ihm stand, war der Platz leer, kein weiterer Mensch außer uns vieren zu sehen. Nach nur einem Augenblick erkannte ich den auf der Parkbank sitzenden Karlos. Seine vornübergebeugte Sitzweise erinnerte aus entfernterer Sicht an den Anblick eines halbgeöffneten Klappmessers.

Ich müsste lügen, sollte ich behaupten wollen, angesichts seiner Person eine brennende Freude empfunden zu haben, eher war das Gegenteil der Fall. Ich erinnerte mich an seine Blicke als Rhea und ich zusammen tanzten und ein Gefühl der Abneigung ließ sich nicht verneinen.

Das unguete Gefühl verstärkte sich, als ich beim Näherkommen seinen Gesprächspartner deutlicher wahrnahm. Schon aus der Entfernung sah ich, dass es sich um einen großgewachsenen, hellblonden jungen Mann handelte, aus wenigen Metern Entfernung wurde mir die Differenz zwischen seiner und meiner Größe deutlich, denn er war knapp einen halben Kopf größer als ich, bestimmt ein Meter neunzig oder mehr.

Ich schätzte ihn auf nur wenige Jahre älter als mich, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, aber dadurch, dass er neben seiner Körpergröße außergewöhnlich kräftig war, fast durchtrainiert wirkte, erschien er mir wie ein junger Erwachsener, der mit Sicherheit keine Probleme beim Betreten einer Discothek hatte, am Eingang niemals seinen Personalausweis vorzeigen musste.

Während meiner Gedankengänge waren Rhea und ich natürlich weitergegangen, die beiden anderen hatten unsere Anwesenheit inzwischen bemerkt und schauten uns fragend an.

»Hi!«, sagte Rhea, ohne den Eindruck zu erwecken, ihr Wort an einen bestimmten Menschen zu richten.

»Hallo Rhea!«, grüßte Karlos zurück und nickte unmerklich, während der große Blonde sie nur kurz anschaute und etwas Undefinierbares brummelte, was selbst ein erfahrener Linguistiker gewiss als eine gewaltige Verständnisaufgabe angesehen hätte.

»Tag...«, meinte ich zu Karlos, weniger weil es mir ein dringendes Bedürfnis war ihn begrüßen zu wollen, als aus dem Zwang der Notwendigkeit heraus, eine bestimmte Höflichkeit an den Tag zu legen.

Da sich nur Karlos durch meine Worte sichtbar angesprochen fühlte, wollte ich gerade den Blonden begrüßen, um ihm zu zeigen, dass ich seine Anwesenheit durchaus wahrgenommen hatte und nicht zu jenen Zeitgenossen gehörte, die in einer derartigen Runde nicht bekannte Menschen ignorierten und ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf Bekannte konzentrierten, aber Rhea kam mir zuvor und stellte uns vor.

»Das ist Bernd, ein Freund von Karlos«, erklärte sie und wies auf den Blonden. »Er wohnt hier in der Nähe, praktisch direkt um die Ecke, und ist oft hier, fast jeden Tag. Und das ist Rainer, mein neuer Freund.«

»Tag...«, sagte ich erneut, diesmal klar erkenntlich in Bernds Richtung.

Er erwiderte nichts, nickte nur kurz, und während er mich spöttisch anschaute verschränkte er abweisend die muskulösen Arme vor der Brust und hob dabei das Kinn um einige Zentimeter. Körpersprachliche Hinweise jener Art und besonders den spöttisch-herausfordernden Blick, wie ihn Bernd nur zu deutlich zeigte, kannte ich von einigen Erlebnissen im Juz. In der Regel waren es junge Männer, die mir auf eine solche unbewusste Art symbolisierten, dass sich ihr Begehren auf das sofortige Erleben von Ärger jedweder Art richtete, der Wunsch nach möglichst handgreiflichen Auseinandersetzungen sie bewegte. Stets war ein solcher Blick ein Warnzeichen für mich, riet zu erhöhter Aufmerksamkeit, und auch in jenem Moment schwante mir Ungutes und das Gefühl des Unbehagens verstärkte sich.

Rhea schaute sich prüfend um, drehte mit einer flüchtigen Bewegung den Kopf erst nach links, dann nach rechts und sagte, mehr zu sich selbst als an eine bestimmte Person gerichtet:

»Heute ist hier echt nicht viel los. Ich dachte, hier wären mehr Leute, meistens sind hier nachmittags doch immer einige, manchmal sogar ein Dutzend.«

»Ich glaube, dass heute auch niemand mehr kommen wird«, ergriff Karlos antwortend das Wort. »Viele wollten nach Köln fahren, zum Konzert, die haben ja seit Tagen von nichts anderem mehr gesprochen.«

»Spielen heute nicht *Queen* da? Warum bist du nicht auch dorthin gefahren?«

Karlos nickte bestätigend.

»Da wäre ich auch gern. Die Musik finde ich jedenfalls gut, und die Band hätte ich auch gerne mal live gesehen. So mit zehntausenden von Leuten in einer großen Halle, alles dunkel und laute Musik stelle ich es mir als ein besonderes Erlebnis vor.«

Er schüttelte etwas resigniert den Kopf.

»Aber was nicht geht, geht halt nicht. Dafür habe ich kein Geld. Dreißig Mark Eintritt sind halt zu teuer, und dazu kommen noch die Ausgaben für Getränke und Zugfahrt...Nee Nee, dann lieber *Queen* auf Platte hören.«

Er machte eine Pause von höchstens zwei Sekunden, schien auf etwas Imaginäres zu starren und fuhr mit einer glättenden Bewegung über seinen Schnäuzer, bevor er weiterredete.

»Ich meine, etwas Geld habe ich ja noch, jedenfalls reicht es für hier, deshalb habe ich mich hier auch mit Bernd getroffen, wir wollen gleich zusammen in den »Elefant«, das Bier ist dort billig und zur Not kann ich auch anschreiben lassen, der Wirt kennt mich doch, bin ja oft da, und nächste Woche wenn die neue Stütze kommt sieht es geldmäßig wieder besser aus.«

»Was machst du denn so?«, fragte Rhea beim Thema Finanzen bleibend, »Seit dem Frühjahr, als du noch auf der Schule warst, haben wir uns nur noch selten gesehen. Ich weiß nur noch, dass du zu denen gehörtest die ohne Lehrstelle aus der Neun abgingen. Und, wie sieht es jetzt aus? Hast du etwas in Aussicht?«

Karlos schüttelte verneinend den Kopf.

»Nee, nichts bekommen. Weißt du, eigentlich wollte ich ja Werkzeugmacher werden, aber in diesem Job gibt es nix, ich glaube so langsam muss ich mir das abschminken.«

Ein sarkastisches Lachen entfuhr ihm.

»Vielleicht werde ich ja Fleischer... Hat mir jedenfalls der Berufsberater geraten, bei den Metzgern gibt es genug Lehrstellen, die suchen immer Leute, Fleischer will wohl kaum einer werden.«

»Kann ich verstehen, ich finde die Vorstellung echt ätzend, den ganzen Tag mit rohem Fleisch zu hantieren, igitt, oder ganze Tiere zu zerlegen.«

An dieser Stelle stimmte ich ihr innerlich zu, ich konnte ihre Gefühle nur zu gut verstehen, denn mir fiel ein, wie ich als Kind einmal zuschaute, als ein Bauer im Hof ein Schwein zerlegte. Mir gefiel es überhaupt nicht, genau zu sehen, was der Leib eines solchen Tieres alles verbarg, und als ich danach nach Hause kam meinte meine Mutter, dass ich völlig weiß um die Nase wäre. Deshalb wusste ich genau um die Tatsache, völlig ungeeignet für eine spätere Tätigkeit als Metzger oder etwas Ähnliches zu sein, und der Beruf des Piraten erschien mir in jenen Tagen als eine bessere Alternative.

»Finde ich auch, und deshalb habe ich noch nie mit dem Gedanken gespielt mich für eine solche Lehrstelle zu bewerben. Lieber gar nichts. Na ja, ganz gar nichts ist ja auch nicht, da ich noch schulpflichtig bin und beim Arbeitsamt mein Interesse für eine Ausbildung im Bereich Metall bekannt ist, muss ich seit Beginn des neuen Schuljahres erneut die Schulbank drücken, dabei wollte ich doch arbeiten und richtiges

Geld verdienen. Wenigstens geht es schulisch in die richtige Richtung, offiziell, ist ein Berufsvorbereitungsjahr für den Bereich Metall, die haben auch eigene Werkstätten, da kann man richtig feilen und schweißen soll ich auch noch lernen.«

»Und wo ist die Schule?«

»Nicht allzu weit von hier, zwar nicht in Siegburg, hier ist nur eine für Handel und so, aber dafür in Hennef, in dem Berufsschulgebäude, mit dem Mofa bin ich in einer Viertelstunde da. Was mich am meisten stört sind deren Anfangszeiten, schon um halb acht fängt der Unterricht an. Früher auf der Hauptschule ging es erst um acht los, das bin ich gewohnt, so komme ich immer wieder ins Schleudern und bin zu spät dran, irgendwie gewöhne ich mich nicht richtig daran.«

Erneut lachte er kurz und sarkastisch.

»Aber die sehen das nicht so eng dort, eher realistisch, wenn man erstmal direkt von der Hauptschule aus im BVJ gelandet ist, ist das so 'ne Art sozialer Abstieg. Kaum jemand der dort war, hat eine Lehrstelle bekommen, wenn man sich bewirbt und dem Arbeitgeber sagt, dass man im BVJ ist, kriegen sie in der Regel gleich eine Krise. Die meisten die vorzeitig abgehen haben eine Stelle als ungelernter Arbeiter gefunden. Praktisch bin ich nur jeden zweiten Tag da, wenn ich morgens mal die Kurve nicht kriege und höchstens zu spät zum Unterricht kommen kann, drehe ich meistens um, fahre zurück und setze mich in den Park. Ist sowieso angenehmer hier. Rein theoretisch können die die Bullen holen, wenn ich nicht auftauche, die suchen mich dann, aber praktisch passiert das nie. Ich glaube, so viele Leute haben die Bullen nicht, es fehlen doch dauernd viele Schüler, manche sogar tagelang und unentschuldigt. Aber so was habe ich nicht nötig, meine Mutter unterschreibt jede Entschuldigung. Jedenfalls geht es höchstens noch zwei Jahre so, dann bin ich achtzehn und kann meine Entschuldigungen selbst schreiben... Aber mir fällt gerade ein, dass ich das dann sowieso nicht mehr muss, ich bin dann ja nicht mehr schulpflichtig und muss nicht mehr dorthin. Egal, ich hoffe ja, nächstes Jahr eine Lehrstelle zu finden, irgendwie.«

Karlos erblickte den Helm, den ich in der Hand hielt, sah mich an und wechselte das Thema.

»Was für ein Mofa fährst du eigentlich?«, fragte er mich.

»Eine Hercules M5, wie fast alle. Natürlich habe ich die Kiste ein bisschen schneller gemacht, war auch dringend nötig, so lahm wie sie am Anfang war hätte ich auch zu Fuß gehen können, oder mit dem Fahrrad fahren. Jetzt fährt sie jedenfalls knapp fünfzig, das ist schon okay.«

Karlos lachte mich an, und ich glaubte eine Spur von Häme festzustellen.

»Meine Meinung ist, dass jemand der was auf sich hält eine Kreidler fährt, die kann man richtig schnell machen, so bis zu hundert

und mehr, eine beschlagnahmte Kiste soll sogar im Polizeimuseum stehen, als schnellstes Mofa Deutschlands oder so.«

»Und was fährst du?«, fragte ich.

»Auch eine M5«

»Hältst du nichts von dir?«

»Das meinte ich nicht. Wenn ich eine ordentliche Arbeit hätte, wäre bestimmt eine Kreidler bei mir am Start, da kannst du Gift drauf nehmen!«, entgegnete er offensichtlich leicht pikiert.

»Eine Kreidler ist mir zu teuer«, erwiderte ich. »Schließlich habe ich keine reichen Eltern, die mir eine schenken würden.«

Wiederum lachte er, diesmal lauter und betonter, wohl aus Vorfreude über die Sätze, die er auszusprechen gedachte.

»Habe ich auch nicht. Aber ich finde, wenn ich so aussehen würde wie du, hätte ich mit Sicherheit später eine Kreidler gewollt, eine teure Kiste lenkt vom Aussehen des Fahrers ab, und deshalb hätte ich an deiner Stelle schon vor fünf Jahren angefangen mein Taschengeld zu sparen.«

Seine Äußerung rief allgemeine Heiterkeit hervor, nur meinerseits nicht, denn ich verspürte angesichts der Worte leichten Groll in mir aufsteigen.

Während Rhea amüsiert kicherte, und sogar Bernd ein halblautes und unauffälliges Bariton-Lachen erklingen ließ, verkniff ich mir eine Folgebemerkung, formulierte nur in Gedanken Sätze, die eine logische Schlussfolgerung aus seinen Aussagen waren.

Aufgrund seiner Bemerkung, dass er auch gerne eine Kreidler gehabt hätte und zudem der Meinung war, dass bei minderwertigem eigenen Aussehen ein teures Gefährt von Makeln an der eigenen Person ablenke, war wenn man eins und eins zusammenzählte folglich letzteres der Grund für seinen Wunsch. Abschließend wollte ich noch fragen, warum er nicht mit elf begonnen hätte zu sparen, da offensichtlich eine Kreidler sein innigster Wunsch war und er leicht ersichtliche, gute Gründe für einen derartigen hatte, aber angesichts der Kräfteverhältnisse unterließ ich es jene Sätze zu artikulieren, solche hätten mit Sicherheit zu einer Eskalation der Situation geführt und deswegen blieb ich stumm.

Offensichtlich ermutigten die heiteren Reaktionen der anderen Karlos zu weiteren verbalen Angriffen.

»Trägst du eigentlich noch immer diese Hundekette um den Hals?«, fragte er und ich nahm an, dass ihn die Thematik am Vortag stundenlang beschäftigt hatte, denn ansonsten konnte ich mir nicht vorstellen, warum er ausgerechnet ein solch nichtiges Thema ansprechen sollte.

Auf die wenigen an meinem Hals sichtbaren Kettenglieder zeigend nickte ich, denn aufgrund eines eiligen Anlegens des Sweat-Shirts lag es über der Kette, verbarg deren Ansicht zu einem großen Teil.

»Klar, die trage ich immer, jeden Tag, ist nur Zufall, dass jetzt der Pulli darüber hängt.«

»Wenn du so auf Hundesachen stehst, frage ich mich, ob du nicht noch mehr hast zu Hause, vielleicht Knochen oder kleine Gummibälle zum kauen?«

Ich reagierte nicht auf seine Worte, hörte fast gleichzeitig Rhea erneut kichern und sah Bernd amüsiert grinsen.

Karlos blickte sich um und fuhr ermutigt fort.

»Du siehst aus wie jemand, der auch gerne Hundekuchen mag. Ich weiß zwar nicht, wie die schmecken, wie auch, solche nie gegessen, aber meine Eltern haben einen Hund, einen Spitz, und der ist ganz spitz, haha, auf Hundekuchen.«

»Nein«, sagte ich, während Rheas Kichern unaufhörlich an meine Ohren drang. »Auf sowas stehe ich nicht!«

Aber anscheinend war er noch nicht mit seinen abstrusen Vergleichen am Ende und hob einen kleinen, abgebrochenen Ast vom Boden auf, zeigte ihn mir mit überdeutlicher Gestik.

»Wenn ich den jetzt wegwerfe, nicht weit, sagen wir zu einer der Bänke dort vorne, würdest du ihn doch bestimmt holen, ihn zu mir zurückbringen und dich mit dem Stock im Maul vor mich hinstellen?«

Während seine Worte in mir nachhallten, verspürte ich wieder jenes seltsame Gefühl, welches typisch für mich war und das ich schon oft erlebt hatte, meistens wenn ich mich verbal angegriffen fühlte und annahm, dass Handgreiflichkeiten oder ähnliche Formen kinetischer Körpersprache die logische Fortsetzung der Argumentation waren.

Plötzlich glaubte ich neben mir zu stehen, mich von einer neutralen Position zu betrachten. Ein zweites Ich, bar jeder Gefühle und völlig rational denkend, bestimmte jegliches Handeln des eigentlichen Ichs. Wie ferngesteuert schüttelte ich betont langsam den Kopf, bewegte ihn nur zweimal hin und her, um damit Ruhe und ein auf Überzeugung basierendes Wissen auszudrücken. In so einer Situation wäre eine gestisch hektische Verneinung falsch gewesen, da sie oft nur ein Zeichen für Furcht und Angst war. Dabei spürte ich, wie sich meine Unterlippe nach oben schob, dadurch die Mundwinkel herabsanken und meine Gesichtszüge eine skeptische Mimik ausdrückten, die die Geste der Verneinung noch unterstützen.

Gleichzeitig sah ich Bernd noch breiter grinsen, spürte ein kaltes Gefühl aufkeimender Wut in mir, welche allerdings durch das logische Denken des zweiten Ichs dominiert wurde.

Ich glaubte die von Karlos ausgehende feindselige Stimmung förmlich zu spüren, ebenso wie die taxierenden und abwartenden Blicke von Bernd, und wie immer in solchen Situationen fühlte ich mich ausgesprochen unwohl.

Allerdings war der Anlass neu für mich – offensichtlich versuchte Karlos durch seine Worte Rhea zu imponieren, und ich kannte solche

Situationen bisher nur im Zusammenhang mit Fußballspielen, Konfrontationen mit revierfixierten anderen Jugendlichen oder von einigen Erlebnissen aus dem Juz.

Außerdem dachte ich daran, dass beide regelmäßig in Kreisen verkehrten, die durch erwachsene Menschen dominiert wurden, deshalb nahm ich an, dass derartige Umgangsformen dort gang und gäbe wären und zu den normalen Verhaltensweisen erwachsener Menschen gehörten.

Eingedenk der Tatsache, dass der Mensch rein abstammungstechnisch auch ein Säugetier war, dachte ich fast zwangsläufig an eine Fernsehsendung zurück, deren Inhalt das konkurrierende Verhalten von Säugetiermännchen untereinander war. Belegt wurde es durch Bilder zweier Hirsche, die, ausgestattet mit prächtigen Geweihen, in einer Auseinandersetzung um die Führung einer Herde verstrickt auf einer Waldlichtung monoton ihre Schädel gegeneinander rammten, zweier sich anfauchender Löwenmännchen, während die Weibchen sichtlich gesättigt auf der Seite lagen und interessiert zuschauten und dem zweier großer Berggorillas, die sich gegenüberstanden und sich wild auf den eigenen Brustkorb klopfen. Laut des Sprechers geschah dies alles wegen der Rotwild-, Löwen- oder Gorillafrauen. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein derartiges animalisches Verhalten auch bei Menschen dazu dienlich war, Frauen zu zeigen, dass sie einem sehr wichtig waren, und obwohl ich dachte, dass in einer zivilisierten Gesellschaft Bedeutungsbezeugungen auf einer Ebene gehobeneren Niveaus stattfanden, sprachen meine jüngsten Erlebnisse Bände gegen diese Annahme.

Auch wenn mich der Gedanke, mich mit dem Einsetzen der Pubertät zwangsläufig von einem vernunftbegabten Lebewesen zu einem rein triebgesteuerten Tier zurückentwickeln zu müssen, etwas betrübte, unterband ich diese Überlegungen sofort und wandte mich wieder dem augenblicklich erlebten Moment zu.

Jenen prägte deutlich ein von mir empfundenes Gefühl der Unannehmlichkeit, und da ich einerseits wenn es möglich war solchen Situationen aus dem Weg ging, andererseits Unannehmlichkeiten in Kauf nahm, sollte ein Ausweichen meines Erachtens nach einen Rückschritt bedeuten, entschloss ich mich für eine ausweichende Maßnahme.

»Ich finde, wenn hier nichts los ist, sollten wir lieber direkt in die Stadt gehen, solange haben die Geschäfte auch nicht auf, und wenn wir uns vorher noch irgendwo hinsetzen, wird bestimmt die Zeit knapp.«, sagte ich zu Rhea.

Sie unterdrückte ihr Kichern, welches in ein amüsiertes Grinsen mündete.

»Du hast Recht«, meinte sie. »Mir schwebt vor, dass wir zuerst ein Eis essen gehen, direkt am Anfang der Fußgängerzone ist eine sehr gute Eisdiele, da gibt es sogar Himbeereis, hmnnn, lecker, außerdem ist es ja noch so warm, da schmeckt ein Eis doppelt so gut. Danach möchte ich keine Hektik haben, deswegen wäre ich auch voll dafür, wenn wir jetzt losgehen würden!«

Ich stimmte ihr zu, und als sie mein Nicken sah, richtete sie sofort ein Abschiedswort an Karlos und Bernd.

»Tschüss Rhea!«, sagte Karlos, während Bernd nur nickte und ein unbewegliches Gesicht zeigte. Fast beiläufig bemerkte ich, dass ihre Abschiedsgrüße lediglich Rhea galten, und wie erwartet, in keinsten Weise meiner Person.

Ohne uns zu berühren gingen wir zurück, verließen gemächlich den Park und ich glaubte die triumphierenden Blicke der beiden jungen Männer in meinem Nacken zu spüren.

»Wenn ich mir dich vorstelle, wie du aussehen würdest, wenn du vor mir stündest und ein Stöckchen im Mund hättest... Echt lustig der Gedanke!«, sagte sie, kicherte wieder, nur diesmal führte es nicht zu einem stummen Grinsen, sondern zu lautem Gelächter, das erfrischend befreiend und ungezwungen klang und in mir trotz allen Ärgers ein angenehmes Gefühl auslöste.

Als wir wenige Sekunden später einer Biegung des Weges folgten, und dadurch das Blickfeld der beiden anderen verließen, ergriff sie meine Hand und wir gingen Hand in Hand weiter. Mir behagte das Gefühl ihre warme Handfläche an meiner zu spüren. Fast automatisch verschränkten sich unsere Finger wie die einer betenden Person, und ich war angesichts dieser Empfindungen der festen Überzeugung, keinen wie auch immer gearteten Rückschritt gemacht zu haben.

Direkt im Anschluss an jene Gedanken schwebte mir der Geschmack von Mokkaeis vor, ich glaubte zu spüren, wie etwas davon auf meiner Zunge schmolz, den gesamten Mundraum mit dem typischen Geschmack von Mokka füllte, einer Mischung aus Schokolade und Kaffee, untermalt mit einem Hauch von Bitterkeit, der die Süße betonte und für einen besonderen Geschmack sorgte.

Aber jener Genuss war Zukunftsmusik, eine Musik, die vielleicht frühestens in zehn Minuten erklingen sollte, und an Intensität bei weitem von den Empfindungen übertroffen wurde, die das Gefühl ihre Hand zu spüren in mir auslöste. Wie in den Tagen zuvor genoss ich ihre Berührung, und stellte erneut, aber immer wieder verwundert fest, dass jene Empfindung bei weitem besser war als der Geschmack von Mokka.

Rheas Wohnhaus nahm ich nur mit einem flüchtigen Blick aus den Augenwinkeln wahr, als ich mich bückte und das Mofa wie so oft in den letzten Wochen mit dem Bügelschloss vor unautorisierter Benutzung sicherte. Dies hatte ich mir vor einigen Monaten angewöhnt, seit dem Tag, an dem ich die recht unerfreuliche Erfahrung des Fahrzeugdiebstahls machen musste. Eines Tages stellte ich das Fahrzeug auf dem von der Wohnung nicht einsichtigen Hausparkplatz ab, das feste Vorhaben im Sinn es in Bälde noch zu benutzen und nicht wie jeden Abend in den Keller zu wuchten. Als ich allerdings eine Stunde später mit der Vorfreude auf einen Bekanntenbesuch mit dem Integralhelm in der Hand erneut den Parkplatz aufsuchte, schaute ich bestimmt ähnlich erstaunt aus der Wäsche, wie ein Familienvater der von der Arbeit zurückkommt und feststellen muss, dass in seinem Fernsehsessel ein tentakelbewehrter Außerirdischer sitzt und intensiv das Werbeprogramm verfolgt. Zu meiner Überraschung war die Stelle an der ich das Mofa geparkt hatte völlig leer. Nur ein winzig kleiner Ölfleck erinnerte noch an meinen ganzen Stolz, und augenblicklich schalt ich mich einen blauäugigen Narren, denn ich wusste genau, das eine Betätigung des Schlosses lediglich für das Ausfahren eines Bolzens sorgte, der die Vordergabel in einer das normale Fahren unmöglich machenden Position fixierte.

Allerdings trotz der Schein der vermeintlichen Wegfahrsperrung, mit einem kräftigen Ruck ließ sie sich ad absurdum führen und das Mofa war fahrbereit wie jedes legal erworbene Gefährt. Zudem wusste ich um die Tatsache, dass in der Siedlung Passanten die stets Ausschau nach aus dem Besitzerjoch zu befreienden Gebrauchsgegenständen hielten keine Seltenheit waren, zumeist Jugendliche, die beschäftigungslos und gelangweilt durch die Straßen gingen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als zurück zum Haus zu gehen, dort mit dem Gefühl eine Niederlage erlitten zu haben meinen Vater von dem Nichtvorhandensein des Stahlrosses in Kenntnis zu setzen und ihn zu bitten mich zur Polizeiwache in Siegburg zu fahren.

Jenes taten wir, und vier Tage später rief ich von der Telefonzelle aus dort an und es wurde mir mitgeteilt, dass das Mofa in den unwirtschaftlichen Gebieten des Bergischen Landes gefunden worden war, es bei ihnen und fahrtüchtig sei und ich es dort abholen könnte. Schnurstracks fuhren mein Helm und ich nach Siegburg, leider musste ich dort angekommen feststellen, dass erwachsene Autofahrer etwas völlig anderes unter Fahrtüchtigkeit verstanden als jugendliche Zweiradfahrer.

Der Motor lief zwar, und im Tank war noch genügend Sprit für eine Heimfahrt zur Siedlung, aber ich sah auf den ersten Blick, dass die stark verbogene Gabel die Fahrtüchtigkeit derartig herabsenkte, dass das Fahrzeug selbst bei einer großzügigen Regelauslegung den Vorschriften der Straßenverkehrsordnung nicht mehr entsprach.

Trotzdem fuhr ich damit nach Hause, froh darüber das Mofa wieder zur Hand zu haben und erleichtert, von dem Beamten nicht wegen meiner schüchternen Basteleien angesprochen worden zu sein. Doch die Fahrt nach Hause zur elterlichen Wohnung glich nicht im Geringsten einer der gewohnten Art, eher einer akrobatische Fähigkeiten verlangenden Reise auf einem fahrbaren Fragezeichen.

Außerdem erfüllte mich die berechtigte Angst wegen meiner Fahrweise von einer Polizeistreife angehalten zu werden. Ich wusste, dass sie es in so einem Fall beschlagnahmen oder es im Polizeijargon ausgedrückt »sicherstellen« würden, und darum, dass eine Argumentation betreff der Tatsache, dass ein Vollzug ihres Vorhabens das Mofa an seinen letzten Herkunftsort zurückbringen würde mit Sicherheit auf taube Ohren stoßen würde.

So war ich froh, als ich nur leicht beschädigt an Leib und Seele die Siedlung erreichte, das Mofa daheim in den Keller stellte und meine während des »Heimfahrt« genannten Balanceaktes ersonnenen Reparaturpläne in Angriff nehmen konnte...

Nachdem ich das Fahrzeug ausreichend vor den Aktivitäten spontaner Fluchthelfer gesichert hatte, ging ich zu Rheas Wohnhaus, öffnete die stählerne Gartentür und schritt gen Haustür neben der die Klingel zu finden war. Wie schon oft wunderte ich mich über den kleinen, aber sehr gepflegt wirkenden Vorgarten, in dem selbst die Blumen in ihrer Anordnung militärischen Vorgaben zu folgen schienen. Exakt ausgerichtet standen sie in einer Reihe und waren alle von der ungefähr gleichen Größe, so dass kein besonders hochaufgeschossenes Exemplar optisch aus der Reihe tanzte und den harmonischen Eindruck störte. Ein schneller Blick auf die Armbanduhr sagte mir, dass es kurz vor drei Uhr war, als ich den Klingelknopf drückte. Bei dessen Betätigung fühlte ich mich, als hätte ich etwas sehr Vertrautes vor mir, ein völlig irrealer Gedanke, wusste ich doch, dass ich ihn in der Vergangenheit höchstens vier- oder fünfmal betätigt hatte. Noch während der Signalton in meinen Ohren hallte, dachte ich an das gestrige Telefonat mit Rhea zurück:

Da es Dienstag war (meist wurde die Telefonzelle zum Ende der Woche hin unbrauchbar gemacht und montags repariert), erschien mir die Benutzung der Telefonzelle in meiner Nähe möglich, und als ich meine Schularbeiten erledigt und alles dringend Nötige hinter mir hatte, eilte ich dorthin und rief sie an. Ich wählte ihre Nummer und

hörte ein Klingeln am anderen Ende der Leitung. Es klang wie aus weiter Ferne, als würde der andere Apparat in einer anderen Welt stehen, aber da ich wusste, dass ich selbst nach einer durch Langsamkeit glänzenden Busfahrt in spätestens zwanzig Minuten bei ihr sein konnte, beruhigte mich die geringe Entfernung und der Gedanke, sie ohne große Mühen persönlich treffen zu können. Nach viermaligem Klingeln meldete sich zu meiner Überraschung eine weibliche Stimme.

»Ja?«, fragte sie, ohne ihren Namen zu nennen, so dass ich rein theoretisch nicht wissen konnte, mit wem ich sprach. Allerdings erkannte ich die Person sofort, es war Rhea selbst, und trotz der telefonischen Verzerrung konnte ich automatisch die Stimme einem bestimmten Menschen zuordnen. Ein starkes Gefühl der Freude durchfuhr mich. Ich fand es schön, einen Menschen, dem ich vertraute, sprechen zu hören, da mich das Gerede mit Lehrern, Mitschülern, Eltern und sonstigen Zeitgenossen emotional eher kalt ließ.

»Ja, hallo, Rainer hier... Rhea bist du es?«, fragte ich trotzdem sicherheitshalber nach.

»Ja. Ausnahmsweise, mein Vater ist heute nicht da, er ist auf Dienstreise, ich glaube nach Stuttgart.«

»Das ist doch im Süden, oder? Jedenfalls ist es weit weg. Na ja, egal, weißt du, zuerst habe ich mich ein bisschen erschrocken, nur für den Bruchteil einer Sekunde, weil ja sonst dein Vater immer als erster rangeht. Aber ich finde es viel schöner direkt mir dir zu reden!«

»Mein Vater ist Abteilungsleiter Einkauf bei der Stadtverwaltung, deshalb ist es normal, wenn er einmal im Monat oder so weg ist. Aber du rufst ja bestimmt nicht an um mit mir über meinen Vater zu reden?«

Obwohl es öfter der Fall war, dass ich eine indirekt gestellte Frage nicht als eine solche erkannte, ich keine Antwort darauf gab und dadurch den Anschein erweckte das ausgesprochene Wissensbegehren zu ignorieren, erkannte ich es in jenem Fall sofort.

»Nein, ganz bestimmt nicht, schließlich interessiere ich mich ja für dich und nicht für deinen Vater. Was ich fragen wollte ist, ob ich heute vorbeikommen soll, am liebsten gleich, ich meine es sieht doch gut aus für irgendeine spontane Aktion zusammen, wenn dein Vater schon mal nicht da ist...«

Den Rest des Satzes ließ ich unausgesprochen, angesichts der überraschenden Lage spielte ich insgeheim mit der Vorstellung von ihr auf ihr Zimmer eingeladen zu werden, was ein völlig anderes Erlebnis bedeutete als gemeinsam ins Kino zu gehen, Feten zu besuchen oder des Nachts vor ihrem Haus zu stehen. Eine solche Einladung hätte ich als einen unausgesprochenen Wunsch ihrerseits nach mehr Nähe gedeutet, und die Privatsphäre ihres Zimmers wäre sicherlich meiner Courage förderlich gewesen.

»Heute wäre es nicht so gut«, antwortete Rhea und wie so oft zerplatzten meine träumerischen Seifenblasen der Vorstellung im harten Wind der Realität.

»Hier ist einiges los. Meine Mutter ist kaum seitdem mein Vater aus dem Haus ist wild am aktionieren, möchte das ganze Haus putzen, alles aufräumen, überall Staub wischen oder sämtliche Böden wischen. Sie braucht mich auf alle Fälle, ich muss unbedingt mithelfen, alleine schafft sie das nie.«

»Das verstehe ich. Wie wäre es mit morgen Nachmittag? Direkt nach dem Essen? Hausaufgaben kann ich ja mal ausfallen lassen, oder dann vor jeder Stunde schnell irgendwo abschreiben.«

»Morgen wäre echt gut, ich möchte sowieso unbedingt mit dir reden, nicht am Telefon, sondern von Angesicht zu Angesicht. Außerdem ist dann mein Vater auch wieder zurück, er kommt gegen Mittag, und wie immer nach einer solchen Reise muss er nicht mehr arbeiten, er geht nur kurz aufs Amt, kann dann direkt nach Hause gehen.«

»Ja, äh, wie wäre es so um drei Uhr? Passt dir das?«

»Super, optimal die Zeit. Möchtest du mir sonst noch etwas Dringliches mitteilen?«

»Eigentlich nicht«, sagte ich. »Wir können ja so ein bisschen reden, ich höre dich so gerne sprechen.«

»Persönliche Gespräche finde ich besser als Telefonate. Und weil du bestimmt wieder in einer Zelle bist, würde ich vorschlagen, das Gespräch jetzt zu beenden, schließlich ist es sicherlich unbequem und es wird sonst zu teuer, wenn man ständig Geld nachwerfen muss.«

»Da hast du Recht!«, sagte ich obwohl ich daran denken musste, dass ich bisher erst zwei Zehnpfennigstücke eingeworfen hatte, und ich mir vor Verlassen der Wohnung an die zwanzig solcher eingesteckt hatte. Zudem dachte ich daran, dass ein Gespräch über ungefähr fünf Kilometer Entfernung sicherlich kein Ferngespräch mit einem Teilnehmer auf einem anderen Kontinent darstellte bei dem man im Sekundentakt Markstücke nachwerfen musste.

Trotz der fürwahr negativen Gedanken nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, der für eine verbale Grenzüberschreitung nötig war.

»Tschöö und Kussi, Rhea!«, traute ich mich zu sagen, wobei ich nach dem ersten Wort sichtlich schneller in der Aussprache wurde, gehetzt wirkte wie jemand der eine ihm unangenehm erscheinende Aufgabe rasch hinter sich bringen wollte.

Anscheinend war sie auch überrascht durch das nie gehörte Wort aus meinem Mund, denn sie schwieg einige Sekunden lang.

»Tschöö«, sagte sie schließlich und ich hörte ein Knacken in der Leitung als der Hörer auf der Gabel abgelegt wurde.

Ich legte ebenfalls auf und verließ mit dem mir inzwischen gut bekannten Hochgefühl die Telefonzelle. Meines Erachtens nach wurde

diese Empfindung einerseits durch das Hören ihrer Stimme begründet und weil ich mich darauf freute sie am morgigen Tag endlich wiedersehen zu können, andererseits war ich stolz auf mich selbst, da ich Mut bewiesen und ein Wort gesagt hatte welches in den vielen Jahren zuvor noch nie über meine Lippen gekommen war. Bisher hatte ich mich stets in der Schule, von meinen Eltern oder den Bekannten konventionell verabschiedet, ein »Kussi« wäre aus leicht verständlichen Gründen fehl am Platz gewesen und hätte schnell zu falschen Interpretationen führen können.

Gut gelaunt grinste ich angesichts dieser Vorstellung und schritt die fünfzig Meter der Haustür entgegen. Den Gedanken weiterführend stellte ich mir vor, wie zum Beispiel Ralf schauen würde, wenn ich mich nach einer halben Stunde auf der Treppe derartig von ihm verabschieden würde. Mein Grinsen wurde noch breiter angesichts der amüsanten Überlegung. Ich konnte mir gut vorstellen, dass er in solch einer Situation sehr überrascht wäre, ein einfaches Wort genügt hätte, um sein Weltbild zu erschüttern und ins Wanken zu bringen. Als ich die Haustür hinter mir schloss, kicherte ich leise vor mich hin, ich beschloss wieder ernster zu werden, mich darauf zu konzentrieren, die Stunden bis morgen drei Uhr nachmittags zu zählen.

Nach nur wenigen Sekunden Wartezeit und nur einmaligem Klingeln öffnete sich die Tür vor mir, und da sie mich erwartete, öffnete sie selbst. Ihr Anblick erstaunte mich positiv, ich glaubte einige Sekunden lang nicht mehr atmen zu können und spürte eine beginnende Weichheit in den Knien, aber da ich nach einem Augenblick der Überraschung spürte, wie die gewohnte Stärke in meine Kniegelenke zurückkehrte und auch der Atemreflex seine Tätigkeit wieder aufnahm, beruhigte mich das Einsetzen der körperlichen Normalität.

Auch freute mich die Tatsache, erneut alles richtig gemacht zu haben, mit keiner noch so geringen mimischen Regung auf das unbedeutende physiologische Zwischenspiel hingewiesen zu haben, welche bei meinem Gegenüber gegebenenfalls einen falschen Eindruck erzeugen konnte. Trotz des Aussetzens der körperlichen Reaktionen auf ihren Anblick erfreute ich mich an diesem, genoss das Bild, das mir meine Augen übermittelten. Offensichtlich hatte sie sich wegen des Anlasses meines Besuches besondere Mühe gegeben möglichst attraktiv und anziehend zu erscheinen. Sie hatte sich merklicher geschminkt als sonst, die braunrote Farbe ihres Lippenstifts wirkte kräftiger, eine Nuance braunroter als sonst.

Ich bewunderte die Wahl des Farbtons, nicht ein grelles Rot wie bei vielen anderen Frauen, dass wie ein Signal auf die Männer wirken sollte. Auch auf mein Verhalten hatte es Einfluss, nur dergestalt, das grellrote Frauenlippen auf mich wirkten wie ein Haltesignal, ähnlich wie dem des aus dem Straßenverkehr bekannten Stoppschildes. Auch

wählten manche Frauen ein sehr helles Rot, fast schon Rosa wirkend, und erzeugten damit bei einem unbedarften Betrachter den unbewussten Eindruck von Blutarmut, oder dass die Trägerin damit auf ihren farblosen Charakter hindeuten wollte. Völlig anders wirkte auf mich der Mund von Rhea. Der Schwung ihrer Lippen und deren Farbe kontrastierte hervorragend zu dem dunklen Teint ihrer Haut, außerdem glänzten sie nicht in einem aus der Natur bekannten Farbton, der aufgrund seiner Auffälligkeit deutlich vor der Gefahr des Vergiftens warnen sollte, nein, auf mich wirkte das Braunrot fordernd und bescheiden zugleich, und ich verspürte stärker als sonst das Verlangen, ihre Lippen zu küssen, sie mit den meinigen sanft berühren zu wollen. Auch ihre Augen erschienen mir größer als noch vor zwei Tagen, der Grund hierfür wurde mir schnell ersichtlich, da sie dezent einen Hauch schwarz auf die Haut zwischen Augenbrauen und Lidansatz aufgetragen hatte.

Dazu trug sie eine weite, rote Bluse, die ich noch nie an ihr gesehen hatte, und die ebenso gut wie die Farbe des Lippenstifts mit ihrer Haut und mit dem schwarz der Haare kontrastierte. Der Wunsch sie zu küssen und zu berühren wurde nahezu übermächtig in mir, denn am meisten lockten mich die unter dem bauschenden Blusenstoff deutlich sichtbaren Rundungen ihrer Brüste.

Obwohl die von mir verinnerlichten Vorgehensregeln bezüglich eines intensiven Erstkontaktes mit Frauen sich gegen ein solches Vorgehen aussprachen, war ich der Meinung, dass der heutige Tag der richtige Zeitpunkt wäre um sie erstmalig zu berühren ohne dabei aufdringlich und respektlos zu wirken. Ich freute mich auf den abendlichen Abschiedskuss, aufgrund meiner Überzeugung war jener kurze Moment der größtmöglichen Nähe die beste Gelegenheit, erstmalig in meinem Erwachsenenleben den Busen einer Frau zu streicheln. Ein derartiges Unterfangen nahm ich mir fest vor, und da ich in den letzten Tagen mich des Öfteren genötigt sah, meinen eigenen Schatten zu überspringen, die Hemmungen überwinden zu können.

»Hallo Rainer, da bist du ja!«, sagte Rhea und ich wunderte mich nicht – gedanklich noch immer beauscht durch die zu erwartende Freude im Fall einer gelungenen Umsetzung meines Vorhabens – über die etwas distanzierte Begrüßung.

»Hallo Rhea! Was machen wir heute?«, fragte ich tatendurstig. »Da wir nichts Bestimmtes vorhaben, könnten wir doch in die Stadt gehen und einen Kaffee trinken?«

Sie schüttelte ablehnend den Kopf.

»Nein, das geht jetzt nicht. Karlos ist da, oben in meinem Zimmer.«

Ihre Antwort verwunderte mich etwas, denn schließlich fragte ich Rhea an jenem Tag, als wir auf die Fete gingen bei der ich Karlos kennenlernte, ob wir nicht kurz auf ihr Zimmer gehen könnten. Sie

beantwortete meine Frage verneinend, mit der Begründung, dass es besser wäre wenn ich das Haus nicht betreten würde, denn ihre Eltern wollten nur Menschen in ihrem Haus, die ihnen genehm waren, langhaarige Rockertypen gehörten nicht dazu, diese mochten sie nicht und ich stellte in ihren Augen einen solchen dar. Die Tatsache ihrer Mutter oder ihrem Vater noch nie begegnet zu sein, fand ich schon etwas merkwürdig, aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dass einer von den beiden mich durch eine Fensterscheibe betrachtet hatte.

Gewiss, meine Haare waren schulterlang, aber auch wenn nicht jeder junge Mann eine solche Haarlänge aufwies, war eine derartige Frisur beileibe nichts Ungewöhnliches. Mir fielen mehrere gleichaltrige Zeitgenossen ein, die die Haare ähnlich lang trugen. Wie ein Rocker fühlte ich mich absolut nicht, da diese merklich älter und kräftiger als ich waren, ein Motorrad fuhren, zumeist in Clubs organisiert waren, eine Jeansjacke mit abgeschnittenen Ärmeln und deutlich sichtbarem Vereinseblem über der eigentlichen Jacke trugen.

All jenes traf auf mich nicht zu und ich sah bis auf meine Halskette nicht anders aus als viele Jugendliche aus der Vorstadtsiedlung.

Ich spürte ein Gefühl der Eifersucht in mir emporsteigen, denn offensichtlich war Karlos und nicht ich ihren Eltern genehm, da er anscheinend in ihren Augen nicht wie ein langhaariger Rockertyp, sondern wie der nette Junge von Nebenan wirkte. Aber ich schämte mich etwas wegen einer Empfindung, die ich als negativ ansah und unterdrückte sie, schließlich war Eifersucht für mich ein Zeichen für Besitzdenken und Respektlosigkeit, und ich wollte partout nicht wirken als hätte ich keinerlei Respekt vor Rhea.

»Das verstehe ich. Aber mich verwundert doch etwas, dass du Bescheid wusstest über mein Kommen, du hättest ja Karlos sofort sagen können, dass du keine Zeit hast. Soll ich auch reinkommen?«, unternahm ich erfüllt von Mut und angespornt durch ihren Anblick einen erneuten Versuch.

»Nein, das geht nicht. Du weißt doch, dass du nicht reinkommen darfst. Mein Vater hat gesagt, dass er dich hier nicht sehen will. Und er ist da, und außerdem denkt meine Mutter genauso.«

Einige mir sehr lang vorkommende Sekunden schauten wir uns schweigend an.

»Außerdem wollte ich dich sowieso um was bitten«, begann sie die Stille zu durchbrechen. »Nämlich dass du mich in Zukunft nicht mehr besuchen kommst, anrufen kannst du mich zwar, wenn du möchtest, aber nicht mehr vorbeikommen.«

»Wieso das denn?«, fragte ich konsterniert, abrupt aus allen Wunschvorstellungen gerissen.

»Seit gestern bin ich mit Karlos fest zusammen, du verstehst doch sicherlich, dass ich soviel Zeit wie nur möglich mit ihm verbringen möchte. Er ist hört gerade Musik und ist recht gut gelaunt. Klar, die

Musik ist auch gut, *Dire Straits*, die LP, habe ich mir endlich gekauft, als ich das Geld dafür zusammen hatte, war sehr teuer, aber ist jede Mark wert. Fast das Taschengeld von einer Woche.«

Wieder schwielen wir, sie wirkte zwar ein wenig nervös, aber dennoch wie jemand, der unter Zeitdruck stand und eine baldige Antwort erwartete.

»Wenn das so ist, kann man nix machen«, meinte ich lakonisch und war bestrebt, während ihre Worte in mir nachhallten und ich wie mental gelähmt versuchte ihren Sinn zu verstehen, nach außen hin möglichst cool und gefasst zu wirken, obwohl ich innerlich um Fassung rang und am liebsten geheult hätte. Aber jenes kam für mich nicht in Frage, ich schüttelte mich bei der Vorstellung weinerlich zu wirken und meiner Meinung nach war ein solches Verhalten für einen Mann nicht statthaft. Allerdings kam es mir vor als hätten ihre Worte in Sekundenbruchteilen eine unüberwindbare Mauer zwischen uns errichtet, und ich konnte bei aller Selbstbeherrschung nicht leugnen, dass mich diese Tatsache sehr traurig stimmte.

Aber es war ihre Entscheidung, ein Ausdruck ihres Willens, und auch wenn ich anderer Meinung war, stellte es für mich eine Frage des Respekts dar, ihren Standpunkt ohne Einwände zu akzeptieren.

»Dann will ich mal nicht stören. Tschöö!«, sagte ich, und spürte das Verlangen in mir, dem Ort der Zurückweisung schnellstmöglich den Rücken zu kehren.

»Tschöö!«, antwortete Rhea kurz angebunden und schloss die Haustür.

Als ich das Gartentor mit einer zwar heftigen Bewegung, aber darauf bedacht möglichst nicht allzu viel Lautstärke zu erzeugen, ebenfalls geschlossen hinter mir gelassen hatte, dachte ich für einen kurzen Moment daran, dass zwischen mir und ihr nun nicht nur eine Mauer lag, sondern zusätzlich zwei geschlossene Türen die Barriere verstärkten.

»Alles ist vorbei«, murmelte ich vor mich hin während ich zum Mofa zurückging. »Unwiderruflich vorbei. Na ja, so ist das Leben, oder C'est la Vie, wie der Franzose sagt.«

Das Gefühl der Traurigkeit wurde noch durch die Gedankenbilder verstärkt, die Rhea und mich zeigten, wie wir Hand in Hand durch die Straßen der Stadt gingen oder uns zum Abschluss eines Tages küssten. Die damit verbundenen angenehmen Gefühle waren mir noch durchaus bewusst, ich konnte sie nachempfinden, aber gleichzeitig wusste ich, dass beides, Bilder wie Gefühle, unwiederbringliche Relikte der Vergangenheit waren, obwohl ihr Erleben zum Teil noch keine achtundvierzig Stunden zurücklag.

Angesichts der Enttäuschung vermutete ich nie wieder ähnliche Gefühle für eine Frau empfinden zu können wie ich sie für sie empfunden hatte, sowie die Erkenntnis, dass die restlichen Tage meines

Lebens aufgrund meiner Gefühle für Rhea sicherlich das pure Grauen werden würden.

»Die Zeit heilt alle Wunden«, schoss mir ein bekanntes Sprichwort durch den Kopf und ich hoffte, in einem Monat oder vielleicht auch derer zwei weniger sehnsüchtige und heftige Gefühle für sie empfinden zu können.

Als ich wie geistig betäubt unbewusst und mit einer rein mechanischen Bewegung das Bügelschloss entfernte, es an seinem Lenkerstamplatz befestigte, spürte ich zu meiner Erleichterung Trotz in mir emporsteigen, wie es immer nach dem Gefühl einer Niederlage der Fall war. Ich beschloss, sie nie wieder anzurufen, auf keinen Fall, ganz egal aus welchem Grund auch immer und wie übermächtig der Drang hierzu in mir auch wäre. Zwar war ich mir der Tatsache bewusst, dass ein derartig winziger Emotionstropfen nur wenig kühlend auf dem heißen Stein der Gefühle wirken konnte, aber ich dachte an ein weiteres Sprichwort, welches besagte, dass ein steter Tropfen den Stein höhlt, und ich hoffte, dass es auch bei mir so wäre.

Als ich Minuten später der Siedlung entgegen fuhr fühlte ich mich gelinde gesagt nicht gut, eher wie paralysiert und geistesabwesend, denn wie so oft in letzter Zeit widmete ich meine Aufmerksamkeit im Straßenverkehr nur den absolut nötigen Dingen, agierte rein automatisch und unbewusst. Ich dachte an den Fakt, dass mir auf der Hinfahrt vorschwebte, diesen Weg erst viel später am Tag zurücklegen zu müssen, von anderen, positiveren Gefühlen bewegt, und daran, dass ich jene mit Sicherheit nie erleben würde.

Direkt im Anschluss daran fragte ich mich nach dem Grund für das Ende. Wie für mich typisch wollte ich die Ursache einer Entwicklung wissen, hoffte darauf, den dieser zugrundeliegenden Fehler erkennen und in Zukunft vermeiden zu können. Meine Gedanken überschlugen sich, bildeten ein brodelndes Wirrwarr ohne jeden ersichtlichen roten Faden, und ich hoffte vage im mentalen Durcheinander den zutreffenden Gedankengang entdecken zu können.

»Eigentlich hatte ich ja schon immer Zweifel meiner Rolle als Mann gerecht zu werden...«, dachte ich. »Auch wenn ich mich anstrengte klappt es manchmal nicht den Erwartungen die in mich gesetzt werden zu entsprechen. Ich bekomme keine Lehrstelle und die erste Freundin geht nach einer Woche auf Distanz, was mache ich bei Frauen nur falsch? Ich glaube ich hätte sie am Anfang fragen sollen, ob sie mit mir geht, wenn man den Richtlinien folgt ist es besser...Nein Quatsch...Alles richtig gemacht...Ich glaube es lag an vorgestern, ich war zu passiv, erschien in ihren Augen ängstlich, obwohl ich es nicht war. Richtige Männer setzen sich bestimmt gegenüber Konkurrenten besser in Szene, sie musste den Eindruck haben, dass mir an ihr wenig liegt. Ich hätte am besten eine andere Vorgehensweise bei dem Treffen

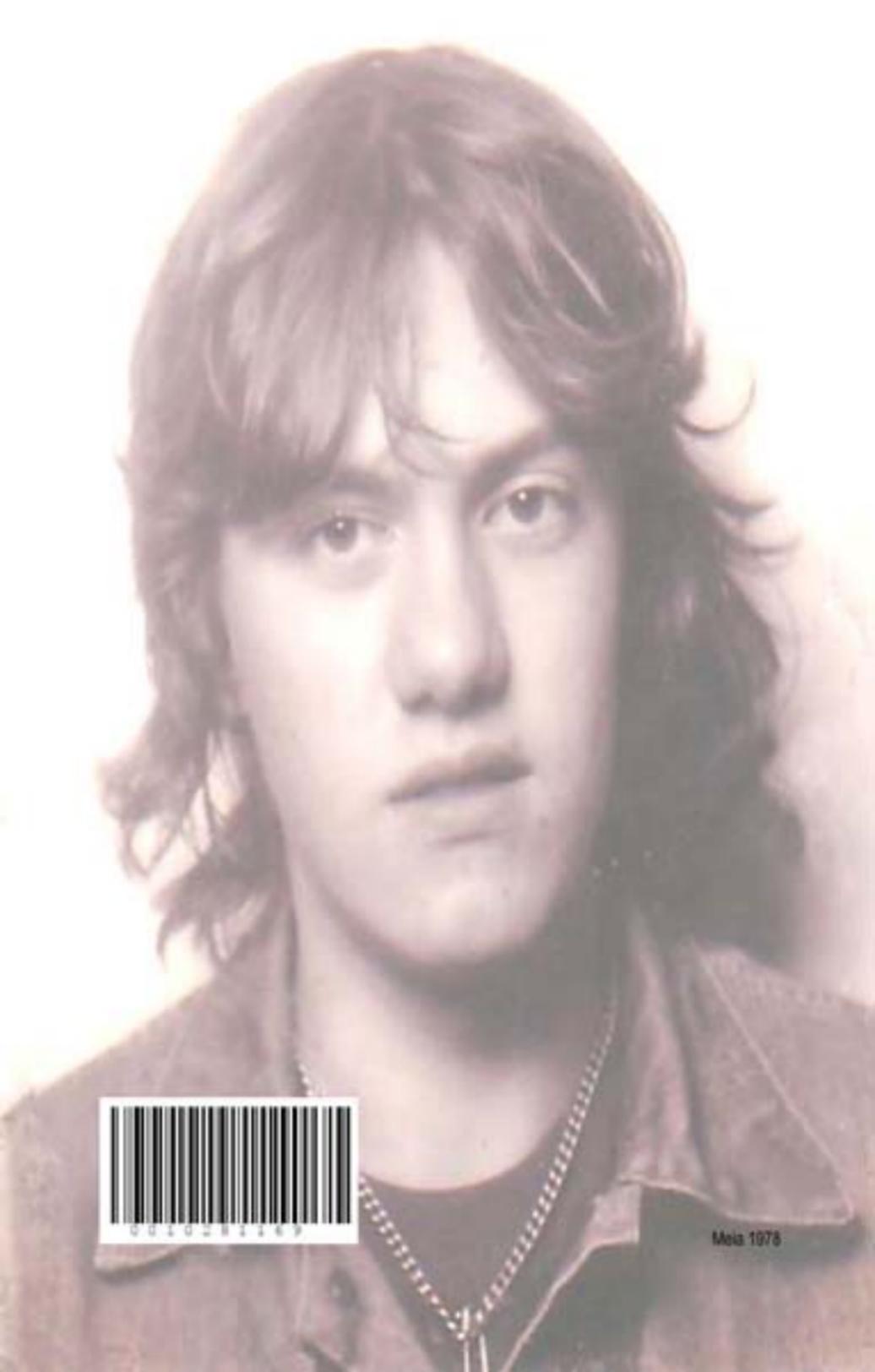
im Park an den Tag legen sollen, besser wäre es gewesen wenn ich Unannehmlichkeiten in Kauf genommen hätte, so war es jedenfalls ein Rückschritt, obwohl es den Anschein hatte es wäre keiner. Ich hätte mich besser prügeln sollen, ich glaube das hätte Rhea besser meine Gefühle gezeigt, ich hätte lieber boxen und treten sollen statt in der Stadt ein Mokkaeis zu fressen... war aber lecker... die hätten mich sowieso fertig gemacht, die waren ja zu zweit, doppelt so viele wie ich, wäre bestimmt Blut geflossen, aber Blut stärkt doch den Zusammenhalt, dann wären wir bestimmt noch zusammen, vielleicht hätte ich jetzt ein blaues Auge oder eine gebrochene Nase, egal, Hauptsache mit ihr zusammen sein... Was könnten wir jetzt nicht alles machen, wenn ich vorgestern ein wenig schlauer gewesen wäre, Hand in Hand irgendwo langgehen, und sie heute Abend küssen, aber richtig, mit Zunge, wie in den Filmen, in denen die Leute aussehen als würden sie beim Küssen kauen, wie sich das wohl anfühlt?... Oder gar – Nein, das darf ich nicht, nach nur einer Woche ist es zu früh, sagen doch Oliver und Gerd und Wolfi immer – oder heute noch ihren Busen streicheln, weiß zwar nicht wie sich das anfühlt, aber es wäre bestimmt schön gewesen... Das bringt doch nichts jetzt daran zu denken, wie sagt Mutter immer: »Wenn das Wörtchen Wenn nicht wär, wär das Leben halb so schwer«... Recht hat sie, aus und vorbei... Los Meia, denk an was anderes... Etwas, dass dringend erledigt werden muss... Vergiss die Frauen, sagen die Männer im Fernsehen doch auch oft... Aber ich fand sie so schön, ich kann sie nicht vergessen, sehe jetzt noch ihr Bild vor mir, erinnere mich genau daran wie schön es war ihre Haut zu streicheln, so warm, so weich, irgendwie wie etwas total Tolles zu fühlen, damit kann man auch nicht aufhören, man will immer weiter... Los andere Gedanken jetzt! ... Im Fernsehen hieß es letzgens auch »Jedes Töpfchen kriegt ein Deckelchen«, dachte das stimmt, es ist im Prinzip ja vielleicht richtig, aber nur wenn eine Grundvoraussetzung erfüllt ist, man ein Topf ist, dann mag das stimmen, aber einige sind halt arme Pfannen und nur manche Pfannen haben Deckel, viele nicht und die meisten enden verbeult in der Mülltonne... Bin ja schon wieder bei dem Thema Freundin, ist doch Mist daran zu denken... Also bald steht ja ein Mokick an, in vier Monaten bin ich sechzehn und dann muss ein Mokick her, das mit der Kohle müsste klappen, ich habe noch etwas auf dem Sparbuch, und wenn ich die M5 verkaufe reicht es wohl, aber für ein Mokick braucht man doch Führerschein?... Egal, kostet auch Geld, soviel habe ich nicht, muss das mit dem Führerschein aufschieben, brauche ein Mokick und kein Papier, also erstmal Kiste kaufen, dann Lehrstelle finden, Geld verdienen, Papier kaufen, so müsste es gehen, und eine Freundin finden, auf eine Frau die mir nahe ist hätte ich richtig Bock... Aber gerade die erste Kurzbeziehung erlebt, könnten noch einige kommen bevor ich etwas längeres erlebe, ich möchte derartige Enttäuschungen

nicht in Folge erleben, also das Thema Frauen erstmal hinten anstellen, ist sinniger, nach der Lappengeschichte...Was mache ich heute Abend?... Im Fernsehen ist nix, besser ich fahre zur Treppe, außerdem könnte ich am Samstag zum Fußball, der FC hat doch ein Heimspiel, war schon zwei Wochenenden nicht mehr da... Jaja, die Frauen... Das Stadion in Kölle kommt mir bestimmt ungewohnt vor, typische Entzugsprobleme wenn man so lang nicht da war...«

Als die Siedlung in circa einem Kilometer Entfernung in Sicht kam, hielt ich einer plötzlichen Laune folgend am Straßenrand. Ich nahm den Helm ab, schob meinen linken Arm durch dessen Visieröffnung um gleichzeitig damit lenken und den Helm tragen zu können und fuhr wieder los. Zwar wusste ich, dass ich damit auffällig gegen eine Regel der Straßenverkehrsordnung verstieß, aber ich fühlte mich deutlich besser, freier, genoss das Gefühl einen beengenden Druck um dem Kopf beendet zu haben und den des Fahrtwinds auf der Haut meines Gesichts.

Jede Polizeistreife hätte mich sofort angehalten, aber da eine solche nur einmal am Tag ihre Runde in der Siedlung drehte und mir bereits auf dem Rückweg von der Schule ein Streifenwagen entgegengekommen war, sah ich die Möglichkeit einer unliebsamen Begegnung als recht unwahrscheinlich an.

Der mir entgegenkommende Wind wehte durch meine Haare, erzeugte ein unmerkliches Kribbeln auf der Kopfhaut und summende Töne in den Ohren, für einen Moment dachte ich daran, dass ich mir diese erst seit dem Vorjahr wachsen lassen durfte (vorher musste ich alle drei Monate zum Frisör) als meine Eltern beim Einsetzen der Pubertät endgültig der Meinung waren, dass bei mir Hopfen und Malz verloren wäre. Ich bog um eine zur Siedlung führende Kurve, fuhr besonders schnell, merklich schneller als sonst, musste in Schräglage fahren da mich ansonsten die Fliehkräfte aus der Kurve getragen hätten, aber wie erwartet ging alles glatt. Als die grauen Hochhäuser der Siedlung an mir vorbeirauschten, grinste ich breit, denn ich hatte die Idee, das direkt am Motorblock liegende Ritzel gegen ein größeres auszutauschen und war mir sicher, durch diese Maßnahme eine geringfügige, aber doch merkliche Steigerung der Endgeschwindigkeit des Fahrrades mit Hilfsmotor zu bewirken. »Außerdem muss ich noch Löcher in das Luftfiltergehäuse bohren, der Sound ist echt besser. Ich glaube, das mache ich direkt morgen.«, sagte ich mir.



Meia 1978